

Nr. 3838. Z XIX Kriegsnummer 129. Preis 1 Mark.

Kriegschronik.

25. Dezember 1916.

Die Dobrudscha-Armee nahm Isaccea und steht im Angriff auf den Brückenkopf von Macin.

Die englische Admiralität teilt mit: Am 21. Dezember sind in der Nordsee zwei Torpedobootzerstörer infolge Zusammenstoßes bei sehr schlechtem Wetter gesunken. Sechs Offiziere und 49 Mann sind ertrunken.

26. Dezember 1916.

Bei den Kämpfen in der groß-walachischen Ebene und am Rande des Gebirges südlich von Rimnicu-Sarat sind in den letzten Tagen 5500 Russen gefangengenommen worden.

Gestern stürmten oft bewährte deutsche Divisionen mit zugeteilten österreichisch-ungarischen Bataillonen das zäh verteidigte Dorf Filipesti an der Bahn Buzau-Braila und beiderseits anschließende stark verschanzte Stellungen der Russen.

27. Dezember 1916.

Die 9. Armee hat in fünftägigem Ringen die starken, aus mehreren verdrahteten Linien bestehenden, zäh verteidigten Stellungen der Russen an mehreren Punkten durchbrochen; südwestlich von Rimnicu-Sarat sind sie in einer Breite von 17 km völlig genommen.

Auch die Donau-Armee brach durch Wegnahme stark verschanzter Dörfer in die Front des Feindes ein und zwang ihn zum Zurückgehen in weiter nördlich vorbereitete Stellungen.

Die blutigen Verluste des Gegners sind sehr groß. Er ließ außerdem seit dem 22. Dezember insgesamt 7600 Gefangene, 27 Maschinengewehre und zwei Minenwerfer in der Hand der 9. Armee. Die Gefangenenzahl bei der Donau-Armee beträgt über 1300.

28. Dezember 1916.

Der 27. Dezember brachte der 9. Armee des Generals der Infanterie v. Falkenhayn den vollen Sieg in der Schlacht bei Rimnicu-Sarat über die zur Verteidigung Rumäniens herangeführten Russen.

Der am 26. Dezember geworfene Feind suchte durch Gegenstöße starker Massen den verlorenen Boden zurückzugewinnen. Die Angriffe scheiterten. Preußische und bayrische Infanteriedivisionen stießen dem zurückflutenden Feinde nach, überrannten seine in der Nacht neuangelegten Stellungen und drangen über Rimnicu-Sarat hinaus vor.

Gleichzeitig durchbrachen weiter südöstlich deutsche und österreichisch-ungarische Truppen die stark verschanzten Linien der Russen, wehrten auch hier heftige gegen die Flanke geführte Gegenangriffe ab und kamen kämpfend in nordöstlicher Richtung vorwärts.

Wieder erlitt der Gegner bei seiner Niederlage schwere blutige Verluste. An Gefangenen wurden gestern 3000 Mann, an Beute 22 Maschinengewehre eingebracht. Die Zahl der von der 9. Armee in den Kämpfen bei Rimnicu-Sarat gemachten Gefangenen beträgt im ganzen 10220 Russen.

In der Dobrudscha gelang es bulgarischen und osmanischen Truppen, die Russen aus befestigten Höhenstellungen östlich von Macin zu werfen.

Nordöstlich des Doiransees griffen nach starker Feuervorbereitung mehrere englische Kompagnien die bulgarischen Vorposten vergeblich an.

29. Dezember 1916.

Auf dem Westufer der Maas machten gestern an der Höhe 304 und am Südhang des Toten Mannes Teile der Infanterieregimenter Nr. 13 und 155 und des Füsilierregiments Nr. 37, sämtlich von der Somme her rühmlich bekannt, Vorstöße bis in die zweiten und dritten Linien der feindlichen Stellungen, aus denen 222 Gefangene, dabei 4 Offiziere, und 7 Maschinengewehre eingebracht wurden. In den genommenen Gräben wurden mehrere, auch nachts wiederholte Gegenangriffe der Franzosen abgewiesen.

Der Südflügel der Heeresgruppe Erzherzog Joseph unter dem Befehl des Generals der Infanterie v. Gerok hat sich in Übereinstimmung mit den Bewegungen in der Großen Walachei ostwärts vorgeschoben. Deutsche und österreichisch-ungarische Truppen haben in dem schwierigen Höhengelände der Ostfront von Siebenbürgen mehrere hintereinander liegende Stellungen gestürmt. Dabei wurden 1400 Russen und Rumänen gefangen, 18 Maschinengewehre und 3 Geschütze erbeutet.

Auf dem linken Flügel der 9. Armee brachen bayrische und österreichisch-ungarische Truppen unter Führung des Generalleutnants Krafft v. Dellmensingen im Gebirge starken Widerstand der verbündeten Gegner und erreichten Dumitresti, 20 km nordwestlich von Rimnicu-Sarat.

Der rechte Armeeflügel stieß zwischen dem Rimnicu-Abschnitt und dem Lauf des Buzau nach Nordosten vor, nahm mehrere zäh verteidigte Dörfer und ließ den weichenden Russen keine Zeit, sich in vorbereiteter Stellung im Seen-Abschnitt zu setzen.

An Gefangenen vom 28. Dezember sind über 1400 Russen, an Beute 3 Geschütze und mehrere Maschinengewehre eingebracht.

In der Dobrudscha ist Rachel genommen.

Im Monat November sind 138 feindliche Handelsfahrzeuge von insgesamt 314500 Brutto-Registertonnen durch kriegerische Maßnahmen der Mittelmächte verlorengegangen; davon sind 244500 Tonnen englisch.

Außerdem wurden 53 neutrale Handelsfahrzeuge mit 94000 Brutto-Registertonnen wegen Beförderung von Bannware zum Feinde versenkt. Das Monatsergebnis beträgt also insgesamt 408500 Tonnen.

Seit Kriegsbeginn sind damit durch kriegerische Maßnahmen der Mittelmächte 3636500 Tonnen feindlichen Handelsschiffsraumes verlorengegangen, davon sind 2794500 Tonnen englisch.

30. Dezember 1916.

Auf dem linken Maasufer führten die Franzosen gegen die von uns gewonnenen neuen Linien am Toten Mann im Laufe des Tages mehrere, durch starke Feuerwellen eingeleitete Angriffe, die sämtlich abgewiesen wurden.

Im siebenbürgischen Grenzgebirge drangen die deutschen und österreichisch-ungarischen Angriffstruppen trotz hartnäckigen Widerstandes in verschanzten Stellungen und trotz starker Gegenstöße, bei denen der Russe zehn Offiziere, 650 Mann und 7 Maschinengewehre in unserer Hand ließ, weiter vorwärts.

In Rumänien folgen unsere unermüdlichen Truppen dem auf der ganzen Front zwischen Gebirge und Donau weichenden Feind.

31. Dezember 1916.

Im Grenzgebirge zur Moldau nahmen die Kämpfe für uns günstigen Verlauf. Deutsche Truppen entrissen nördlich des Uztales dem Russen die Höhe Solymtar und hielten sie gegen starke Gegenstöße; 1 Offizier, 80 Mann wurden gefangengenommen.

Beiderseits des Oitoztales wurden von deutschen und österreichisch-ungarischen Regimentern rumänisch-russische Stellungen, im Putnatale Tulnici in hartem Häuserkampf genommen.

Die Truppen der Generalleutnants v. Morgen und Kühne fanden nördlich und östlich von Rimnicu-Sarat harten Widerstand, besonders am Rande des Gebirges.

In forschem Angriff gelang es, in die feindliche Stellung einzubrechen und in ihr starke Gegenangriffe zurückzuweisen. Auch zwischen den Rimnicu-Sarat- und Buzau-Niederungen wurde unter heftigen Kämpfen Gelände gewonnen.

In der Dobrudscha erkämpften bulgarische Truppen Fortschritte gegen Macin.

1. Januar 1917.

Zwischen Uz- und Putnatal nahmen deutsche und österreichisch-ungarische Bataillone mehrere Höhenstellungen im Sturm und wiesen heftige Gegenstöße der Rumänen und Russen zurück.

Herestrau und Ungureni im Zabalatal sind genommen.

Im Nordteil der Großen Walachei ist der Russe erneut geworfen.

Die 9. Armee hat den Feind in Stellungen halbwegs Rimnicu-Sarat und Focsani, die Donau-Armee in den Brückenkopf von Braila zurückgedrängt.

In der Dobrudscha engten die Erfolge deutscher und bulgarischer Truppen die russische Brückenkopfstellung östlich von Macin beträchtlich ein. Gestern wurden dort 1000 Gefangene gemacht, 4 Geschütze und 8 Maschinengewehre erbeutet.

Der Kaiser hat dem König Friedrich August von Sachsen den Orden pour le mérite verliehen.

2. Januar 1917.

Südlich des Trotustales gelangte der vielumstrittene Höhenrücken des Mt. Faltucanu durch frischen Ansturm in deutschen Besitz.

Längs der aus dem Bereczker Gebirge zum Sereth führenden Täler warfen Angriffe den Feind weiter zurück; unsere Truppen erstürmten beiderseits des Oitoztales mehrere Höhenstellungen. Soveja im Susitatal ist genommen.

Die 9. Armee zwang den Russen, in scharfem Nachdrängen seine Nachhuten werfend, zu weiterem Rückzug. Von Westen und Süden nähern sich deutsche und österreichisch-ungarische Truppen den Brückenkopfstellungen bei Focsani und Fundeni. Über 1300 Gefangene und viel Kriegsmaterial blieben in der Hand des unermüdlichen Verfolgers.

Östlich von Braila, in der Dobrudscha, nahmen deutsche und bulgarische Truppen zäh verteidigte Stellungen des Russen und warfen ihn auf Macin zurück. In den Kämpfen zeichnete sich das Pommersche Reserve-Infanterieregiment Nr. 9 aus.

3. Januar 1917.

Starke feindliche Angriffe gegen den Mt. Faltucanu scheiterten verlustreich.

Zwischen Susita- und Putnatal sind mehrere Höhen im Sturm genommen. Gegenstöße der Russen und Rumänen abgeschlagen und Barsesti und Topesti nach Kampf besetzt worden.

In den Bergen zwischen Zabalatal und der Ebene drängten deutsche und österreichisch-ungarische Truppen den Feind nach Nordosten zurück.

Westlich und südlich von Focsani stehen Truppen der 9. Armee nun vor einer befestigten Stellung der Russen. Pintecesti und Mera am Milcov wurden gestürmt. 400 Gefangene sind eingebracht.

In der Dobrudscha ist der Russe trotz zäher Gegenwehr weiter auf Vacareni, Jijila und nach Macin hin zurückgedrängt worden.

4. Januar 1917.

Nordwestlich von Dünaburg drangen Kompagnien des Oldenburgischen Reserve-Infanterieregiments Nr. 259 über das Düna-Eis und entrissen den Russen eine Insel.

In den Waldkarpathen gelang es russischen Abteilungen, sich in der vorderen Stellung nördlich von Mestecanesci festzusetzen. Deutsche und österreichisch-ungarische Truppen nahmen nördlich der Oitozstraße und beiderseits von Soveja (im Susitatal) mehrere Höhen im Sturm und hielten sie gegen starke Angriffe der Gegner.

Oberhalb von Odobesti (nordwestlich von Focsani) ist der Milcovabschnitt überwunden.

Westlich der Buzaumündung wurde starke russische Kavallerie zurückgeschlagen.

Schulter an Schulter haben deutsche und bulgarische Regimenter die hartnäckig verteidigten Orte Macin und Jijila gestürmt. Bisher sind etwa 1000 Gefangene und 10 Maschinengewehre eingebracht. Die Dobrudscha ist damit bis auf die schmale, gegen Galatz verlaufende Landzunge, auf der noch russische Nachhuten halten, vom Feinde gesäubert.

5. Januar 1917.

Der Kaiser hat an Heer und Marine folgenden Erlaß gerichtet:

„Im Verein mit den Mir verbündeten Herrschern hatte Ich unseren Feinden vorgeschlagen, alsbald in Friedensverhandlungen einzutreten. Die Feinde haben Meinen Vorschlag abgelehnt. Ihr Machthunger will Deutschlands Vernichtung.

Der Krieg nimmt seinen Fortgang.

Vor Gott und der Menschheit fällt den feindlichen Regierungen allein die schwere Verantwortung für alle weiteren furchtbaren Opfer zu, die Mein Wille Euch hat ersparen wollen.

In der gerechten Empörung über der Feinde anmaßenden Frevel, in dem Willen, unsere heiligsten Güter zu verteidigen und dem Vaterlande eine glückliche Zukunft zu sichern, werdet Ihr zu Stahl werden.

Unsere Feinde haben die von Mir angebotene Verständigung nicht gewollt. Mit Gottes Hilfe werden unsere Waffen sie dazu zwingen!“

Abteilungen des Altenburgischen Infanterieregiments Nr. 153 drangen heute früh bis in den vierten feindlichen Graben am Ostrand von Loos vor, fügten dem Engländer bei Aufräumung und Sprengung mehrerer Stellungen blutige Verluste zu und kehrten mit 51 Gefangenen zurück.

Die Russen griffen viermal unter hohem Einsatz von Menschen und Munition die ihnen entrissene Insel nordwestlich von Dünaburg vergeblich an.

Die Angriffe der unter Befehl des Generals der Infanterie v. Gerok fechtenden deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen in den zwischen der Ostgrenze Siebenbürgens und der Serethniederung liegenden Bergen brachten auch gestern wichtigen Geländegewinn. Mehrere hundert Gefangene wurden aus den erkämpften Stellungen eingebracht.

Im Gebirgsstock nordwestlich von Odobesti erstürmte ein württembergisches Gebirgsbataillon neben hannoverschen, mecklenburgischen und bayrischen Jägern mehrere verschanzte Höhenstellungen.

Am Riminicu-Sarat-Abschnitt nahm das Westpreußische Deutsch-Ordens-Infanterieregiment Nr. 152 Slobozia und Rotesti im Sturm.

Südlich des Buzau ist die russische Brückenkopfstellung von Braila von deutschen Divisionen mit zugeteilten österreichisch-ungarischen Bataillonen durchbrochen. Gurgueti und Romanu sind in hartem Häuserkampf genommen. 1400 Gefangene und 6 Maschinengewehre blieben in der Hand der Sieger.

In der französischen und englischen Presse ist wiederholt berichtet worden, daß unser U-Boot „U 46“ einem feindlichen Angriff zum Opfer gefallen sei. „U 46“ ist jedoch glücklich heimgekehrt, und ein anderes Unterseeboot kann auch nicht in Frage kommen.

 Nummer 3838. 148. Band. Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzerstraße 1—7.

Illustrirte Zeitung

Nr. 3838. 148. Band.



Von der flandrischen Küste: Artillerie-Beobachtungsstand.

Nach einer Zeichnung des nach dem Kriegsschauplatz in Westflandern entsandten Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Felix Schwormstädt.

Rückblick auf das Kriegsjahr 1916: Der Seekrieg.

Von Kapitän zur See a. D. v. Pustau.

Am Schlusse seines ausgezeichneten Rückblicks über den Landkrieg in Nummer 3836 hatte General v. Janson schon kurz auf den engen Zusammenhang zwischen der Tätigkeit der Landheere und der Marinen der Zentralmächte hingewiesen. Dieser Zusammenhang ist im Jahre 1916 auch für den Laien sehr viel leichter erkennbar als früher geworden, weil die große Seeschlacht vor dem Skagerrak und die fabelhaften Erfolge unserer unvergleichlichen U-Boote vor der ganzen Welt den unwiderleglichen Beweis erbracht haben, daß die Ententemächte im Vorjahre wie auf dem Lande, so auch auf der See immer weiter von der Erreichung ihrer Kriegsziele zurückgedrängt worden sind.

Nicht nur haben sie ihre Hoffnungen, durch die völlige Abschneidung unseres Seeverkehrs die Zufuhr der für die Führung des Landkrieges nötigen Materialien aus dem Auslande zu unterbinden, ein für allemal aufgeben müssen — beispielsweise wird die Ostsee durch uns und nicht durch unsere Gegner beherrscht —, sondern sie sind jetzt auch selber von steigender Sorge um ihre eigenen Seetransporte erfüllt. Von Monat zu Monat haben die durch den Handelskrieg unserer U-Boote hervorgerufenen schweren Wirtschaftsnöte in Frankreich, Rußland, Italien und das rapide Steigen der Preise aller Lebensbedürfnisse in England erheblich zugenommen, und seit einem Vierteljahr sieht sich die britische Regierung immer erbitterteren Anklagen ausgesetzt, daß ihre vielgepriesene Seemacht völlig versagt und die defensive Strategie der riesigen Panzerflotte nicht einmal den Verkehr mit dem nahen Holland zu sichern vermöge.

Während aber der neuernannte britische Flottenchef sich vergebens den Kopf zerbricht, wie er unsere Flotte nun endlich vernichten und der schweren U-Bootsgefahr Herr werden soll, können wir beim Abschluß unserer Jahresbilanz im Seekriege eine Reihe sehr erfreulicher neuer Guthabenposten feststellen. Die im Vorjahre erzielten Erfolge überheben uns jeder Notwendigkeit, erst über neue Kriegsmethoden nachzusinnen, vielmehr brauchen wir nur die bisherigen Methoden in verschärfter Form anzuwenden, um mit Sicherheit dem Gegner das Schicksal zu bereiten, das er uns zugedacht hatte.

Das nach außen am meisten hervortretende Ereignis des Seekriegsjahres 1916 war die große Schlacht vor dem Skagerrak, in der die Legende von der Unbesiegbarkeit der britischen Flotte aufs gründlichste zerstört wurde. Nachdem die deutsche Hochseeflotte auf zahlreichen früheren Vorstößen in die Nordsee vergebens nach einer Gelegenheit gesucht hatte, ihre Kräfte mit der Hauptmacht des Gegners zu messen, stießen am Nachmittag des 31. Mai quer ab vom Skagerrak unsere dem Gros weit vorausfahrenden Aufklärungsschiffe unter Vizeadmiral Hipper auf das erste britische Schlachtkreuzergeschwader unter Admiral Beatty. Es entbrannte sofort ein wilder Kampf, bei dem der nach einiger Zeit durch 5 neueste, mit 38-cm armierte Linienschiffe verstärkte Gegner 2 Schlachtkreuzer und 4 moderne Kreuzer gegen nur 2 versenkte deutsche Torpedoboote verlor.

Beim Erscheinen unseres Linienschiffsgros unter dem Flottenchef Admiral Scheer auf dem Kampfplatze hielt der britische Vorhutführer nach Norden ab und versuchte, sich an der Spitze der scharf nachdrängenden deutschen Flotte vorbeizuziehen. Der Zweck dieses Manövers wurde klar, als unsere Torpedoboote bei einem ihrer verwegenen Vorstöße den Anmarsch einer unabsehbaren Reihe weiterer Schiffe aus nordöstlicher Richtung meldeten. Es war das Gros der britischen Schlachtflotte unter Admiral Sir John Jellicoe, mit der Beatty sich zu vereinigen suchte.

Ohne einen Moment zu zaudern, entschloß sich Admiral Scheer zum Angriff auf den mehr als doppelt so starken Gegner, und mit wuchtigem Stoße brach er mitten hinein in die graue Dunstwolke, hinter der nur ab und zu die Schiffsrümpfe des Gegners sichtbar wurden.

Die Einzelheiten des nun folgenden ungeheuren Kampfes, wie ihn das Weltmeer noch nicht gesehen hat, gehören nicht hierher, sondern nur das Ergebnis:

Nachdem in der zunehmenden Dämmerung mehrere weitere feindliche Schiffe versenkt, andere schwer beschädigt worden waren, verlor Admiral Scheer beim Einbruch der vollen Dunkelheit den Gegner aus Sicht und trat deshalb den Heimweg an, weil es keinen Sinn gehabt hätte, sich den Nachtangriffen der zahlreichen Torpedoboote auszusetzen, nur um aufs Geratewohl nach der numerisch so viel stärkeren britischen Flotte zu suchen. Für Jellicoe lag die Sache anders: Wenn er die Schlacht erneuern wollte, hätte er bei seiner überlegenen Geschwindigkeit unsere Flotte mit Leichtigkeit finden und erneut zum Kampfe stellen können, da es für diese, im Gegensatz zur britischen Flotte, nur eine einzige Abmarschrichtung gab, nämlich die nach Süden, in der Richtung nach Helgoland.

Admiral Jellicoe hatte es indessen vorgezogen, mit seinem Gros Schutz gegen die deutschen Torpedoboote unter der dänischen Küste zu suchen. Die Nachtkämpfe blieben daher auf eine Reihe spukhafter, für beide Parteien verlustreicher Einzelgefechte beschränkt, und am Morgen des 1. Juni war weit und breit kein Engländer in Sicht der deutschen Flotte. Admiral Scheer konnte dem Kaiser die Freudenbotschaft melden, daß die britische Hauptmacht in dieser größten Seeschlacht nicht nur des gegenwärtigen Krieges, sondern auch aller Zeiten bei einem Kräfteverhältnis von ungefähr 2 : 1 einen Totalverlust erlitten hatte von mindestens vier Kampfschiffen gegen ein deutsches und von doppelt soviel anderen Schiffen als wir.

Der frohe Jubel über diesen herrlichen Sieg, der jedes deutsche Herz erfüllte, wurde im Laufe der Zeit durch den Widerhall anderer wichtiger Kriegsbegebnisse übertönt, nicht aber das stolze Bewußtsein unserer Flotte, daß die unzweifelhaft zutage getretene Überlegenheit ihrer Führung, ihrer Waffen und ihrer Besatzungen dem Gegner eine noch weit schlimmere Niederlage in sichere Aussicht stellt, wenn er von neuem den Kampf wagen sollte.

Wie nicht anders zu erwarten, wandten die Engländer ihre ganze vollendete Meisterschaft im Lügen und alle ihre Verdrehungskünste auf, um aus der schweren erlittenen Niederlage einen glorreichen Sieg zu machen. Aber mit der Zeit brach sich die Wahrheit doch auch im britischen Volke Bahn. Als trotz der angeblich mehr denn je gefestigten Seeherrschaft die deutsche Flotte nach überraschend schneller Ausbesserung der erlittenen Schäden sich wieder vollzählig in der Nordsee zeigte und die deutschen Torpedoboote bis tief in den Kanal eindrangen, ohne daß die britische Riesenflotte ihnen entgegentrat, nahm die allgemeine Mißstimmung in England so sehr zu, daß die Regierung sich gezwungen sah, an Stelle des bisher als zweiter Nelson gepriesenen Admirals Jellicoe seinen Unterführer Beatty zum Flottenchef zu ernennen.

Der letztere gilt als Draufgänger, und ganz England erwartet von ihm eine aktivere Politik als von Sir John Jellicoe. Dasselbe tun auch wir.

Mehr noch als über das Versagen der britischen Seemacht gegenüber der deutschen Hochseeflotte sind unsere Feinde über die gewaltige Zunahme ihrer Verluste im Handelskriege erbittert. Im Februar 1916 hatte die deutsche Regierung erklärt, daß wir zum Schutz gegen die völkerrechtswidrige Bewaffnung der feindlichen Handelsschiffe und die ihren Führern erteilte amtliche Anweisung, bei jeder sich bietenden Gelegenheit auch angriffsweise gegen unsere U-Boote vorzugehen, „alle mit Geschützen bewaffneten Kauffahrer fortan als Kriegführende behandelt würden“. Hiergegen protestierten denn die Vereinigten Staaten, und der nun folgende Notenwechsel mit Washington führte dazu, daß wir Anfang Mai 1916 erklärten: „auch innerhalb des Seekriegsgebietes Handelsschiffe“, selbst wenn sie armiert sind, „nicht ohne Warnung und Rettung von Menschenleben versenken zu wollen, es sei denn, daß sie fliehen oder Widerstand leisten“. Hinzugefügt wurde, daß, wenn die Vereinigten Staaten nicht auch bei unseren Gegnern die Einstellung ihrer durchaus völkerrechtswidrigen Kriegführungsmethoden durchsetzen könnten, wir uns die volle Freiheit der Entschließungen vorbehalten müßten.

Diese Nachgiebigkeit gegenüber den Vereinigten Staaten hat in Deutschland vielfachen Widerspruch hervorgerufen.

Die Leistungen unserer unvergleichlichen U-Bootskommandanten haben alle in sie gesetzten Erwartungen noch übertroffen. In der zweiten Jahreshälfte dehnten sie ihre Fahrten im Norden bis ins Eismeer und nach Island, im Süden bis Madeira, im Westen sogar bis an die Küste der Vereinigten Staaten aus. Ein Boot lief 55 Tage keinen Hafen an, und die Beute steigerte sich von 204 000 Brutto-Registertonnen im Juni/Juli auf 801 000 Tonnen im Oktober/November, von denen 181 000 Tonnen auf neutrale Schiffe entfallen, die wegen Führung von Bannware versenkt wurden.

Nach den bis jetzt vorliegenden Meldungen waren seit Beginn des Krieges bis Ende Dezember durch kriegerische Maßnahmen der Mittelmächte 3 866 500 Tonnen feindlichen Handelsschiffsraumes, wovon 2 977 820 Tonnen englisch, verlorengegangen.

Diese Riesenerfolge sind erzielt worden, obwohl unsere Gegner auch vor den verwerflichsten Mitteln nicht zurückscheuten, um unsere U-Boote zu bekämpfen. Im Juli 1916 verurteilte das Kriegsgericht in Brügge den als Gefangenen eingebrachten Kapitän Fryatt zum Tode, weil er, obwohl Nichtangehöriger der bewaffneten Macht, versucht hatte, „U 33“ zu rammen; er wurde noch am Tage des Gerichtsspruches erschossen. Aber wie viele solcher Mordgesellen sind nicht entschlüpft und noch dazu für ihre feigen Verbrechen extra in England belohnt worden?

Selbstverständlich taten unsere Gegner alles, um die Neutralen zu zwingen, unseren U-Booten die Vorrechte der übrigen Kriegsschiffe zu versagen, und wir sahen uns zu einer nachdrücklichen Warnung Norwegens veranlaßt, als dessen Regierung durch gewisse, dem allgemeinen Völkerrecht nicht entsprechende Verordnungen über den U-Bootsverkehr uns offenkundig gegenüber unseren Gegnern zu benachteiligen versuchte.

Trotz aller Gesetzwidrigkeiten und Treibereien unserer Feinde haben sie die Wirkungen des Ausfalls so vieler versenkter Schiffe von Monat zu Monat stärker spüren müssen; denn der Mangel an Schiffsladeraum führte zu einer allgemeinen Teuerung und zu schweren Störungen auf den verschiedenen Wirtschaftsgebieten. Besonders schlimm scheint sich die Ernährungsfrage zu gestalten, weil hier die Wirkungen des U-Bootskrieges durch Mindererenten in den Vereinigten Staaten, Kanada und Argentinien erheblich verstärkt wurden.

Zur gleichen Zeit, wo der Minister Runciman erklärte, daß nur noch der australische Weizen England vor einer Ernährungskrise schwerster Art bewahren könnte, besetzten wir Rumänien, dessen reiche Kornvorräte uns jeder ernstlichen Brotsorge für das nächste Jahr entheben. Die schnöden Aushungerungspläne unserer Feinde sind damit endgültig gescheitert, und ebenso hat die Blockade im weiteren Sinne Schiffbruch gelitten infolge der viermaligen Überquerung des Atlantiks durch „U-Deutschland“ unter seinem wackeren Kapitän König. Leider scheint „U-Bremen“ verloren zu sein; aber weitere U-Handelsschiffe sind im Bau, und damit kann jeder ernstliche Mangel an Kautschuk, Nickel und ähnlichen unentbehrlichen Stoffen für alle Zeiten als ausgeschlossen gelten.

Schon mehrere Monate vor „U-Deutschland“ war es dem Hilfskreuzer „Möwe“ unter der brillanten seemännischen Führung des Grafen v. Dohna geglückt, den Absperrungsgürtel zu durchbrechen und den freien Ozean zu erreichen. Nicht weniger als 15 englische Schiffe mit zusammen 60 000 Tonnen wurden allein durch die „Möwe“ aufgebracht oder versenkt, bevor sie ungefährdet wieder in den Heimathafen einlief.

Leider wurde der Hilfskreuzer „Greif“, der im Februar mit dem gleichen Auftrag wie die „Möwe“ auslief, schon in der Nähe der Hebriden von überlegenen Kräften gestellt. Nach heldenhafter Gegenwehr, durch die der englische Hilfskreuzer „Alcantara“ vernichtet wurde, erlag „Greif“ der Übermacht.

Zahlreiche Luftschiffangriffe richteten in London, den Küstenstädten und den inländischen Industriezentren Englands und Schottlands enormen Schaden an. Noch weit wichtiger ist aber, daß an allen möglichen Stellen Hunderte von Abwehrstationen errichtet wurden, die sonst mit ihren nach Hunderttausenden zählenden Bedienungsmannschaften an der Westfront gegen uns verwendet worden wären. Die Bindung so starker feindlicher Kräfte im eigenen Lande ist sicher nicht zu teuer damit bezahlt, daß bei den jüngsten Angriffen drei Luftschiffe den verbesserten Abwehrmaschinen zum Opfer fielen.

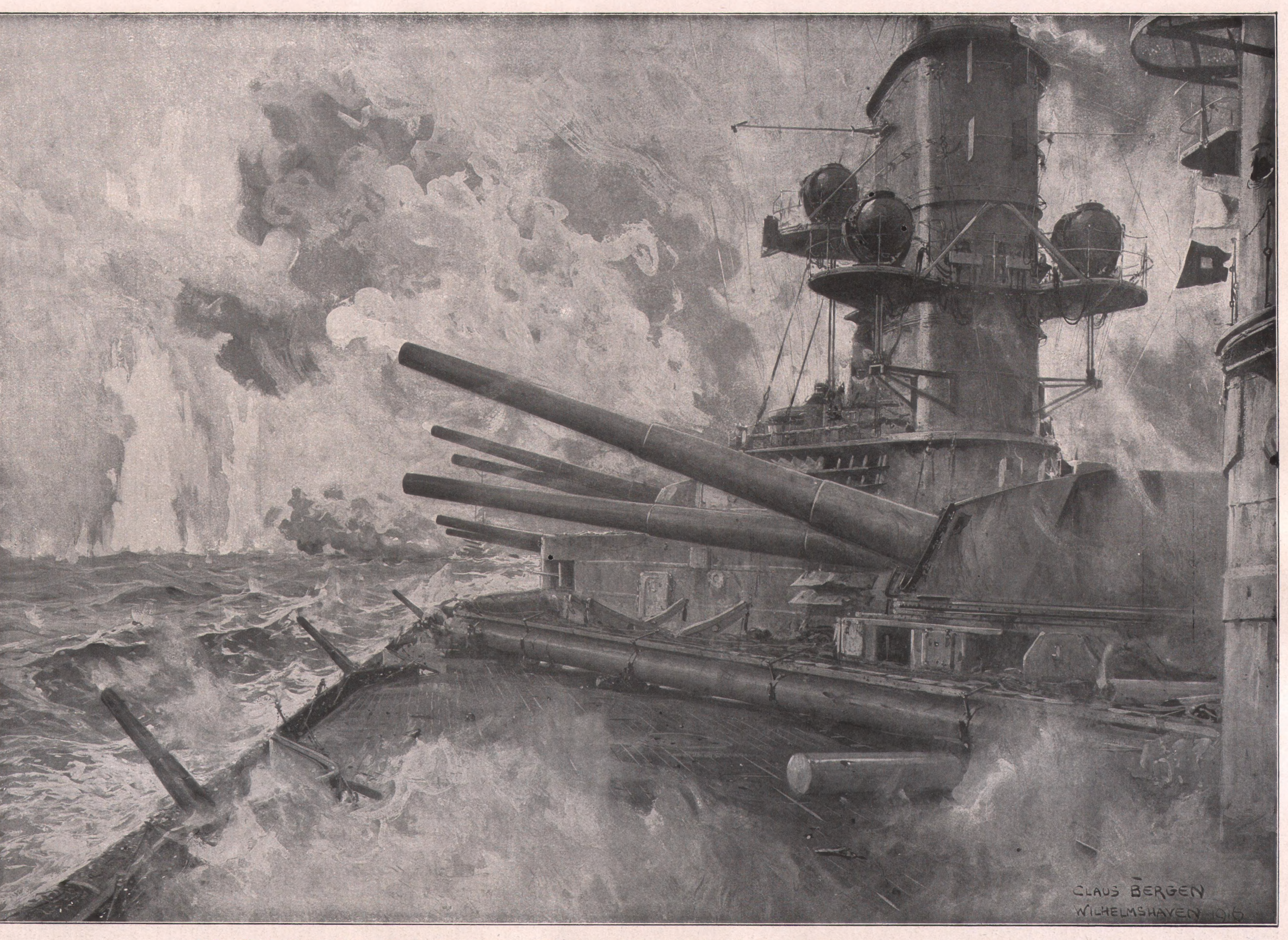
Auch unsere Marineflugzeuge haben neben dem regelmäßigen Erkundigungs- und Sicherungsdienst, in dem sie sich aufs glänzendste bewährten, von Zeebrügge und Ostende aus den südenglischen Hafenplätzen häufig Besuche abgestattet. Der Besitz der flandrischen Küste hat sich überhaupt als vom höchsten Wert für die Führung des Seekrieges erwiesen. Die Klagen der Gegner nahmen immer mehr zu, daß unsere dort stationierten Torpedo- und U-Boote die tatsächlichen Beherrscher der südlichen Nordsee und des Einganges zum Kanal geworden sind; aber die immer wiederholten Angriffe gegen die „belgischen Piratennester“ von der See und aus der Luft wurden jedesmal leicht abgewiesen, manchmal mit erheblichen Verlusten der Gegner.

Die Kriegstätigkeit in der Ostsee war während des ganzen Jahres weit lebhafter, als nach den kurzen Berichten über gelegentliche Kämpfe angenommen werden sollte. Ihre inneren Zusammenhänge werden erst nach dem Kriege offenbart werden können. Hier genüge die Feststellung, daß unsere See- und Luftstreitkräfte in der Ostsee mit hervorragendem Schneid und Geschick, wenn auch nicht ohne gelegentliche Verluste, die starke russische Flotte in der Defensive gehalten, den Verkehr Rußlands mit der Außenwelt durch die Ostsee vollständig verhindert und andererseits zugleich unseren so wichtigen Handelsverkehr mit den skandinavischen Reichen vor jeder ernstlichen Störung bewahrt hat.

In der Adria hält die tapfere österreichisch-ungarische Marine die ziffernmäßig stärkere italienische Flotte wirksam in Schach. Durch zahllose, mit großer Verwegenheit durchgeführte Marinefliegerangriffe auf italienische Küsten- und Etappenplätze, Stellungen und Bahnanlagen sind auch die italienischen Landstreitkräfte schwer geschädigt worden.

Im Schwarzen Meer machen die deutsch-türkischen Streitkräfte den Russen mit Erfolg die Seeherrschaft streitig, und das Saloniki-Abenteuer beruht, trotz der brutalen Vergewaltigung Griechenlands, dauernd auf einer höchst unsicheren Unterlage, solange Woche um Woche ein oder mehrere Transport- oder sonstige Zufuhrschiffe den U-Booten oder Minen der Mittelmächte zum Opfer fallen. Gerade in der jüngsten Zeit sind im Mittelmeer wieder mehrere Kriegs- und Hilfskriegsschiffe und große Truppentransporte der Entente versenkt worden.

Der vorstehende Überblick zeigt, daß unsere Gegner, trotz der gewaltigen ziffernmäßigen Übermacht ihrer Flotten, auf keinem einzigen Seekriegsschauplatz die Lage beherrschen. Wir dagegen haben 1916 überall sehr bemerkenswerte Erfolge gehabt, deren weitreichende Wirkung von Monat zu Monat klarer hervortritt und unzweifelhaft sich weiterhin erst recht bei unseren Feinden fühlbar machen wird.



Unsere Marine im Weltkrieg: Ein deutsches Großkampfschiff in der Schlacht, Backbord-Breitseite der schweren und mittleren Artillerie feuernd.

Nach einem Aquarell für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem Marinemaler Claus Bergen.

Die Schulden der kriegführenden Staaten. / Von Prof. Dr. Franz Eulenburg, Leipzig.

Eine der wesentlichsten Folgen des Weltkrieges wird die kolossale Vermehrung der Schuldenlast aller kriegführenden Staaten sein. Noch läßt sich die Wirkung, die dieses Verhängnis auf die Finanzen und die ganze Wirtschaftspolitik, auf den Einzelhaushalt wie auf die dauernde Belastung der Bevölkerung ausüben muß, nicht übersehen. Aber wir vermögen uns doch ein ungefähres Bild zu machen, wie groß etwa die Zunahme der Schuldenlast sein wird. Dabei werden wir für die einzelnen Länder von den Verhältnissen vor dem Kriege auszugehen haben.

Das Land mit der absolut und relativ (d. i. auf den Kopf der Bevölkerung) größten Verschuldung vor dem Kriege war Frankreich. Es stand mit 26,4 Milliarden ℳ allen anderen Staaten bei weitem voran. Es sind vor allem die fortgesetzten Rüstungszwecke und die Kolonialkriege gewesen, die zu der Höhe geführt haben, daß nicht weniger als 625 ℳ Schulden auf den Kopf der Bevölkerung fielen, und daß jeder Einwohner jährlich 26 ℳ an Zinsen aufzubringen hatte. Diese Schulden waren aber ganz im eigenen Lande untergebracht, und die Menge der kleinen Rentner bildete eine nicht geringe Stütze der dritten Republik: bei dem sparsamen Charakter des französischen Volkes erstreckte sich der Rentenbesitz bis in die untersten Schichten. An zweiter Stelle steht mit 21,4 Milliarden ℳ Rußland, dessen Betrag allerdings zum allergrößten Teile im Auslande, und zwar in Frankreich, aufgebracht war. Das kapitalarme Land mußte als Zinsendienst in der Höhe von 800 Mill. ℳ Lebensmittel und Rohstoffe ausführen. Freilich fiel dank seiner großen Bevölkerung auf den einzelnen nur die Summe von 21 ℳ an Schulden und 6 ℳ an Zinsen. Aber wir müssen bedenken, daß dafür die Bevölkerung auch weit weniger kaufkräftig und wohlhabend ist, mithin die Summe ungünstiger wirkt als in einem reichen Lande.

An dritter Stelle kommt das Deutsche Reich, einschließlich der Bundesstaaten. Es ist sonst immer üblich, bei der Gegenüberstellung sich allein an die Schulden des Reiches im Betrage von 5,1 Milliarden ℳ zu halten. Aber um vergleichbare Daten zu gewinnen, muß man die Schulden der Bundesstaaten in der Höhe von 16,2 Milliarden dazu rechnen. Denn es ist im Grunde nur Zufall, was von den Ausgaben auf das Reich, was auf die Einzelstaaten entfällt. Wir kommen so auf einen Gesamtbetrag von 21,3 Milliarden. Nun ist die Schuld allerdings von besonderer Art und steht darum nicht ganz auf gleicher Stufe mit denen der übrigen Länder. Es stehen ihnen nämlich als Gegenwerte die großen, produktiv werbenden Vermögenswerte, vor allem in Form von Eisenbahnen, gegenüber. Die Schulden der Bundesstaaten belasten darum auch die Bevölkerung nicht, sondern werden zum Teil durch direkte Einnahmen gedeckt. Auf den Kopf kämen 312 ℳ Schulden und 14 ℳ Zinsendienst, die aber meist durch die Eisenbahnüberschüsse getragen werden. An nächster Stelle steht England mit 14,2 Milliarden ℳ Schulden, das ist 310 ℳ auf den Kopf der Bevölkerung. England hat diese Schulden bisher zumeist für Kriegszwecke aufwenden müssen, da es im Grunde dauernd in Kolonialkriege verwickelt war. Aber es hat stets die weise Finanzpolitik befolgt, von vornherein stark zu amortisieren — aus der richtigen Erkenntnis heraus, daß Schulden, wenn sie keine produktiven Gegenwerte haben, nur eine unproduktive Belastung darstellen. So fiel auf den einzelnen nur ein Zinsendienst von jährlich 9 ℳ, der nicht nennenswert in Betracht kam.

Es folgen mit ungefähr der gleichen absoluten Schuldensumme im Betrage von rund 12 Milliarden ℳ Österreich-Ungarn und Italien. In dem ersteren Lande kam der größere Teil (6,5 Milliarden) auf Österreich, der kleinere (5,4 Milliarden) auf Ungarn. Aber auch hier standen in beiden Ländern nicht unerheblich werbende Anlagen in Form von Eisenbahnen gegenüber, was in Italien nur in kleinerem Maße der Fall war. Bei der größeren Bevölkerungszahl der Doppelmonarchie kamen in Österreich-Ungarn 212, in Italien aber 336 ℳ Schulden auf den Kopf der Bevölkerung, der Zinsendienst betrug entsprechend 9 und 12 ℳ. Die übrigen Staaten, die in den Krieg verwickelt wurden, sind kleiner und haben entsprechend geringere Schulden. Belgien hat 400, das kleine Portugal aber 575 ℳ auf den Kopf der Einwohnerschaft, während die absoluten Zahlen rund je 3 Milliarden ℳ ausmachen. Bei Rumänien, Serbien, Bulgarien und der Türkei bleibt die relative Belastung immer unter 200 ℳ; allerdings sind es auch an sich ärmere Bevölkerungen.

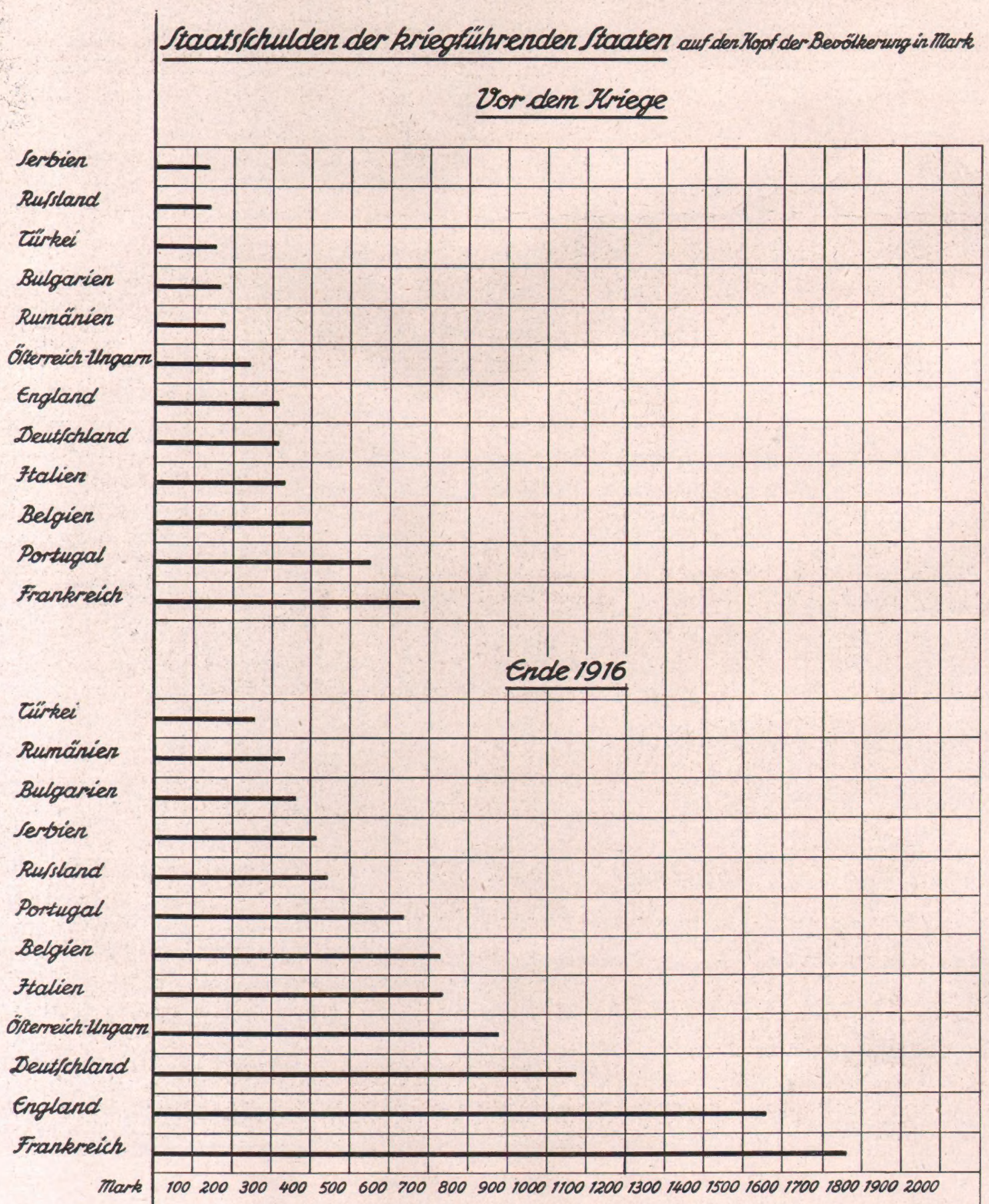
Nun ist durch den Krieg die Schuldenlast kolossal gewachsen. Wir haben von der Mehrzahl der kriegführenden Länder jetzt leidlich zuverlässige Angaben, um die Höhe der bewilligten Kredite sowie die Kosten und die Art der Deckung in Betracht ziehen zu können. Dabei dürfen wir von dem

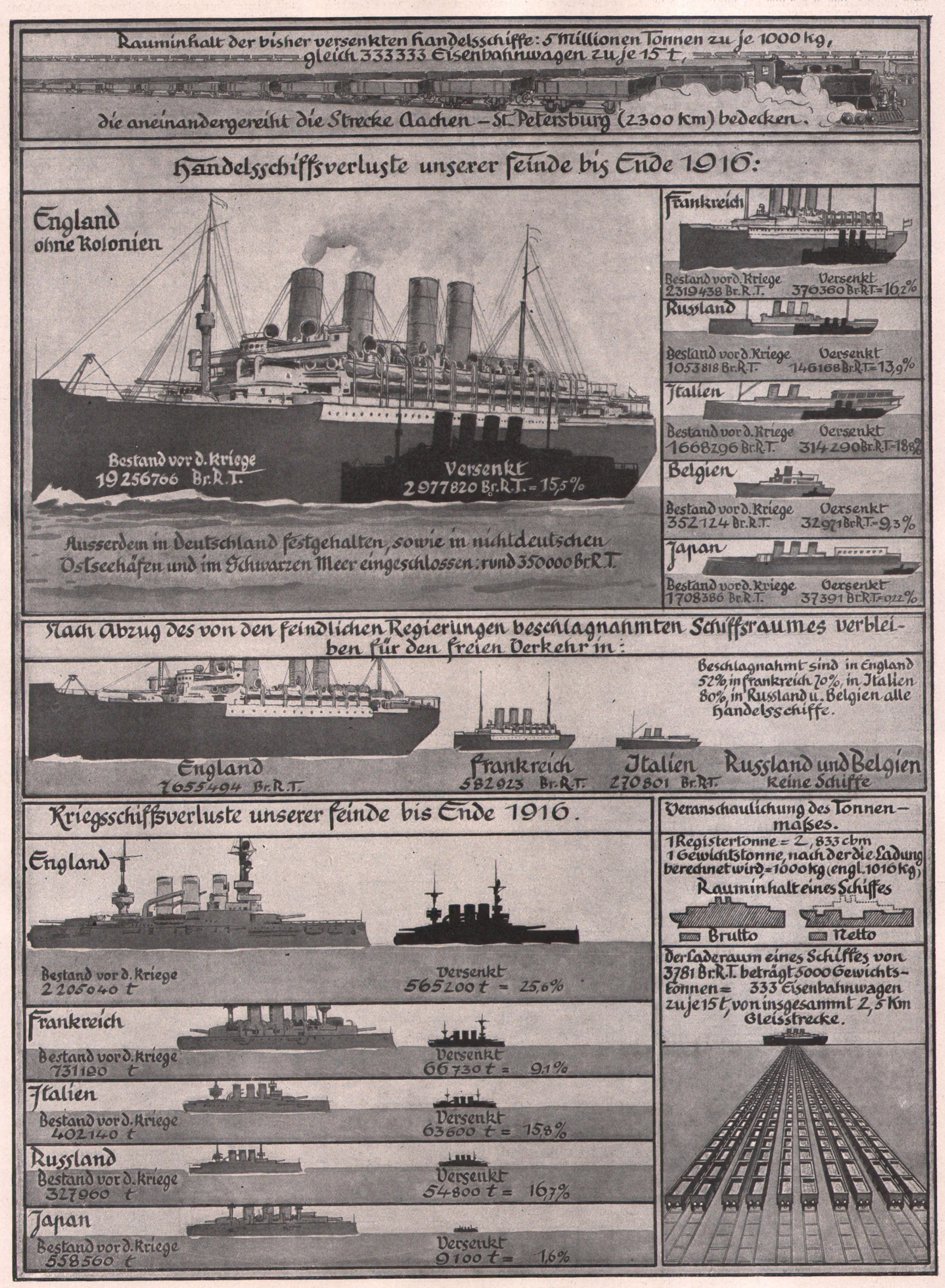
	Bevölkerung Millionen	Friedensschuld absolut Milliarden	Friedensschuld pro Kopf ℳ	Kriegsschuld bis Ende 1916 absolut Milliarden	Kriegsschuld bis Ende 1916 pro Kopf ℳ	Gesamtschuld bis Ende 1916 absolut Milliarden	Gesamtschuld bis Ende 1916 pro Kopf ℳ
Belgien	7,6	3,03	400	1,6	311	4,6	711
Bulgarien	4.8	0,73	153	1.2	210	1,9	363
Deutschland	67,8	21,12	312	52.7	777	73,8	1089
England	46.6	14,46	310	59.6	1282	74,0	1592
Frankreich	39,6	26,37	675	49,3	1217	75,7	1892
Italien	35,6	11,97	336	14.3	400	26,2	739
Österr.-Ung.	51,4	11,90	231	33,4	650	45,3	880
Portugal	5 6	3,19	575	0,3	54	3,5	629
Rumänien	7.6	1,33	175	1,2	158	2 5	333
Rußland	176,4	21,36	121	58 6	332	80.0	453
Serbien	4,5	0,5	119	1,3	288	1,8	407
Türkei	21.6	2,80	130	2,6	120	5.4	250
	469,1	118,79	254	275,1	586	394,8	840
Entente	323,5	82,3		185,2		267,5	
Mittelmächte	145,6	36,5		89,9		126,4	

Umstande absehen, ob die Schulden sofort in Form von festen Anleihen aufgebracht werden, oder ob die Form der schwebenden Schuld (Schatzwechsel, Schatzschein, Bankschulden) gewählt wird. Letztere bedeutet, daß die endgültige Festlegung der Schulden der Zukunft überlassen bleibt. Es ist aber an sich unerheblich, ob und in welcher Form die Schatzwechsel später eingelöst werden: geschehen muß es auf alle Fälle, und der Zinsendienst läuft schon jetzt.

Deutschlands Kriegskosten betrugen im ersten Kriegsjahre etwa eine Milliarde ℳ monatlich, haben sich dann im Laufe der Zeit gesteigert und sind jetzt wohl auf mehr als das Doppelte angewachsen. Deutschland hat von Anfang an die Methode befolgt, die Schulden in Form von festen Anleihen herauszubringen. Allerdings pflegt vor dem Herauskommen einer neuen Anleihe immer die schwebende Schuld stärker anzuschwellen, die dann eben durch die feste Form abgelöst wird. Außerdem müssen natürlich ebenfalls noch schwebende Schulden kleineren Umfanges vorhanden sein, die für fortlaufende Ausgaben Verwendung finden. Ich rechne, daß Ende des Jahres 1916, also für zweieinhalb Kriegsjahre, die Höhe der fundierten Anleihen etwa 46, die der schwebenden Schulden noch 6 Milliarden betragen wird: zusammen also 52 Milliarden ℳ gegenüber 21 vor dem Kriege. Der bloße Zinsendienst für die Kriegsschuld auf den Kopf der Bevölkerung macht dann schon gegen 40 ℳ jährlich aus. Die englischen Kriegskosten waren anfangs weit geringer (300 Mill. ℳ monatlich), so daß den Engländern der Krieg als ein ganz rentables Unternehmen vorkam. Sie sind aber allmählich ganz außerordentlich gestiegen und werden jetzt auf mehr als 5 Mill. Pfund täglich geschätzt, das sind 3 Milliarden ℳ monatlich. Es sind die Aufwendungen für die sehr kostspielige Flotte und die überseeischen Expeditionen, sodann die hohen Preise für die fremden Bezüge, vor allem aus den Vereinigten Staaten, und die Subvention an die Bundesgenossen, was zusammen zu dieser enormen Steigerung beigetragen hat. England hat bei weitem die höchsten Kriegskosten zu tragen. Es hat infolgedessen bis zum August des zweiten Kriegsjahres etwa 50 Milliarden und wird bis Anfang dieses Jahres annähernd 60 Milliarden Schulden aufzubringen haben. Die während der Kriegszeit bewilligten Kredite beliefen sich bereits auf 62,6 Milliarden ℳ und dürften kaum weit in das neue Jahr hineinreichen. Die Zinsen versucht es durch Erhöhung der Steuern und Zölle zu decken. Die Kosten selbst hat es zum kleineren Teile durch fundierte Anleihen teils im Mutterlande, teils unter recht ungünstigen Bedingungen in den Vereinigten Staaten aufgenommen. Der größte Teil wird einstweilen durch Ausgabe von Schatzanweisungen verschiedener Art und mit verschiedener Laufzeit gedeckt; die letzten mit einer fünfjährigen Laufzeit und zu einem Zinsfuß von sechs Prozent. England wird also die Hauptsumme erst nach dem Kriege in feste Anleihen verwandeln müssen. Für die Frage der Schuldenlast an sich bleibt indessen die Form, ob fundiert oder nicht, ganz gleich.

Frankreichs Kriegskosten waren anfangs wohl erheblich geringer als die Deutschlands. Sie sind dann aber durch die Heranziehung der Kolonialtruppen, das Unternehmen des Salonikiheeres, die Vorschüsse an die Verbündeten sowie durch die teuren Bezüge aus den Vereinigten Staaten, die weit mehr ins Gewicht fallen als die entsprechenden Kosten in Deutschland, monatlich ebenfalls auf annähernd 2 Milliarden oder sogar etwas mehr gestiegen. Finanzminister Ribot gab die Aufwendungen bis Anfang 1916, für die er Kredit in Anspruch nahm, auf 61,6 Milliarden Franken, das sind 49 Milliarden ℳ, an. Durch Anleihen hat es nur einen kleinen Teil, etwa ein Viertel der Ausgaben, decken können, nachdem die fünfprozentige Siegesanleihe wie auch die Vertrauensanleihe keinen großen Erfolg hatten (zusammen nur 24 Milliarden). Vielmehr hat es Landesverteidigungsbons und andere kurzfristige Werte in Umlauf gesetzt. Sodann hat die Bank von Frankreich sehr große Vorschüsse leisten müssen, die in Zukunft ebenfalls in feste Anleihen verwandelt werden sollen. Der Rest besteht aus schwebenden, noch nicht bezahlten Schulden. Die Kriegsschuld dürfte bis Anfang dieses Jahres auf rund 50 Milliarden ℳ und pro Kopf der Bevölkerung auf etwa 1200 ℳ angewachsen sein. Rußlands Kriegskosten haben sich durch den Kampf auf verschiedenen Fronten, durch die Abhängigkeit von den japanischen und amerikanischen Lieferungen ebenfalls sehr erhöht, und mögen jetzt 2,5 Milliarden ℳ monatlich ausmachen. Die Schuld dürfte bis Ende des Jahres etwa 58 Milliarden ℳ, d. i. 332 ℳ auf den Kopf der Bevölkerung, betragen, die allein durch den Krieg verursacht wurden. Sie sind nur zum allerkleinsten Teile durch innere Anleihen aufgebracht, über





Der Seekrieg: Die Schiffsverluste unserer Gegner bis Ende Dezember 1916.

deren Zustandekommen wir nur sehr unvollständig unterrichtet sind. In der Hauptsache hat die Notenpresse durch Ausgabe von Obligationen der Reichsrentei Geld „machen“ müssen, das erst in Zukunft feste Formen annehmen kann und wird. Die Bundesgenossen haben dem Zarenreich nur größere Summen für kurze Fristen zur Verfügung gestellt und diese an sehr harte Bedingungen geknüpft, so daß in England für etwa 8, in Frankreich für etwa 1 Milliarde solcher Werte sich befinden. Das finanzielle Schicksal Rußlands, das schon vor dem Kriege zweifelhaft war, sieht in der Zukunft sehr bedenklich aus: seine Zinsen werden Anfang 1917 bereits 4 Milliarden M betragen!

Österreich-Ungarn hat bis Ende 1916 vier Anleihen herausgebracht, die den Gesamtbetrag von 17 Milliarden M ergaben. Seine Kriegsausgaben sind weit geringer als die unseren. So werden die monatlichen Ausgaben gegenwärtig 1 1/4 Milliarden schwerlich übersteigen. Der nichtgedeckte Teil der Kriegskosten wird durch Schatzscheine und Schatzwechsel sowie durch eine in Deutschland aufgenommene Valutaanleihe und endlich durch umlaufende Solawechsel getragen, die wiederum künftig die endgültige Form annehmen müssen. Bis Anfang dieses Jahres wird die Kriegsschuld auf etwa 33 Milliarden M gestiegen sein, was auf den Kopf der Bevölkerung 650 M ausmacht. Geringer sind die Kriegsausgaben Italiens, dadurch, daß es nur etwa die Hälfte des deutschen Heeres an Truppen besitzt und seine Flotte nur unbedeutend ist. Dafür kosten freilich die Expeditionen nach dem Balkan und die Lieferungen durch die Entente relativ viel. Anfangs beliefen sich die monatlichen Aufwendungen nur auf 400 Mill. M; sie sind aber auf etwa 900 gestiegen, so daß bis Ende 1916 die bloßen Kriegskosten annähernd die Höhe von 14,5 Milliarden M erreichen werden. Italien hat eine Rüstungs- und zwei Kriegsanleihen aufgenommen, außerdem inländische Schatzscheine und in nennenswertem Betrage auch ausländische Kredite. Trotzdem hat es von den Großmächten bisher noch die kleinste Schuldenlast, die aber doch bei dem im ganzen armen Lande mit einem Durchschnittsbetrage von 400 M auf den Kopf der Bevölkerung sehr empfindlich wirken muß.

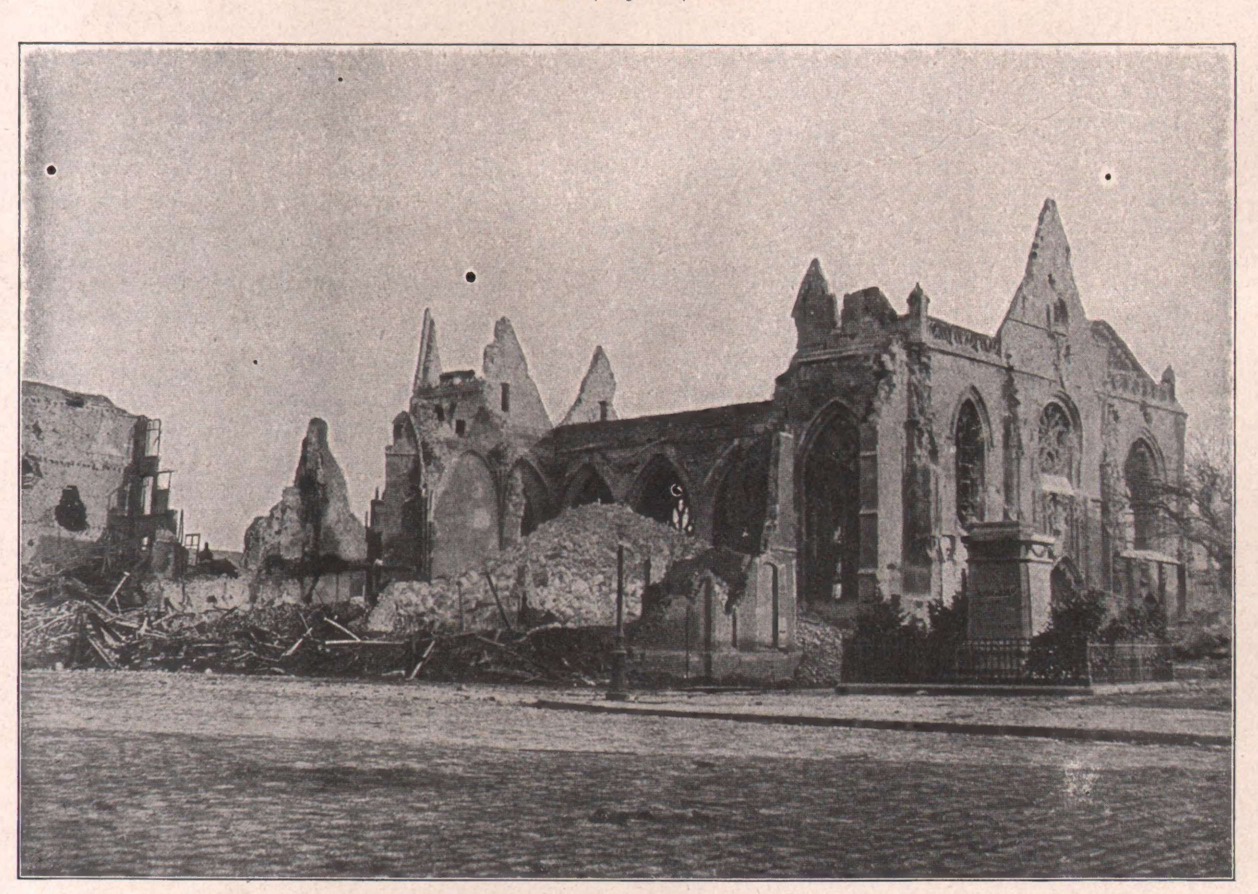
Es bleiben noch die Kleinstaaten Belgien und Portugal und sodann die Balkanländer Bulgarien, Serbien, Rumänien und die Türkei. Sie sind zu ungleicher Zeit in den Krieg getreten, und ihre Kriegskosten sind schon darum weit geringer. Bis Anfang 1917 dürfte jeder der Staaten sich mit 1 bis 2 Milliarden Kriegsschulden belastet haben. Sie sind bisher, außer bei Belgien, in der Hauptsache durch ausländische Anleihen und Vorschüsse aufgebracht worden, die wohl auch nach dem Kriege in dieser Form weiterbestehen werden: Rumänien, Serbien, Belgien von der Entente; Bulgarien und die Türkei, wozu in Zukunft noch Polen treten wird, von Deutschland.

Wir können jetzt eine Gegenüberstellung der Schulden vor und nach dem Kriege versuchen. Danach belief sich der Betrag bei den hier aufgeführten zwölf kriegführenden Ländern vor dem Kriege auf 120 Milliarden M. Die neuen Kriegsschulden bis Ende 1916 werden allein etwa 275 Milliarden betragen, wobei wir fundierte und unfundierte Anleihen zusammenrechnen. Mit anderen Worten: die Schuldenlast hat sich in den zweieinhalb Jahren des Krieges mehr als verdreifacht. Relativ am stärksten ist die Zunahme in England, von 14,4 auf 74,0 Milliarden, am geringsten in Italien, von 11,9 auf 26,2. In Deutschland rechne ich eine Zunahme von 21,1 auf 73,8 Milliarden. War vor dem Kriege ein durchschnittlicher Schuldenbetrag von 254 M auf den Kopf der Bevölkerung in den kriegführenden Staaten zu berechnen, so nach dem Kriege von 840. Das ist der Durchschnitt. Aber die einzelnen Länder weichen davon sehr erheblich ab. Auch hier verhält sich finanziell England am ungünstigsten: seine Schulden haben sich pro Kopf verfünffacht (von 310 auf 1592 M), die von Deutschland (312 auf 1084), Frankreich, Rußland ungefähr verdreifacht, von Österreich-Ungarn fast vervierfacht, von Italien beinahe verdoppelt. Dabei verhalten sich die Schulden der Ententeländer gegenüber denen der Mittelmächte wie 185 zu 90 Milliarden M, d. i. wie 2:1. Die Gegner haben wie noch einmal so große Kriegsschulden aufgenommen als wir.

Wir fassen kaum, was diese Zahlen bedeuten, und wir sehen nicht deutlich, wie auch nur die enormen Zinsen im ungefähren Jahresbetrag von rund 18 Milliarden M von dem erschöpften Europa aufgebracht werden können, während bisher der Zinsendienst nur etwa 4,5 Milliarden M betrug. Es wird ganz neuer Methoden der Finanzwirtschaft bedürfen, um den neuen Aufgaben gerecht zu werden.



Der Marktplatz in Péronne.



Die Kathedrale in Péronne. (Der Turm ist heruntergeschossen.)

Wie die Franzosen im Sommegebiet ihre eigenen Städte zerstören.

(Nach Aufnahmen von Hofphot. G. Berger, Potsdam.)

Die feindlichen Schiffsverluste.

Eine der unerwartetsten Begleiterscheinungen des Krieges ist die Frachtraumnot unserer Gegner. Für die Fortführung des Krieges haben allmählich ihre Handelsschiffe eine größere Bedeutung gewonnen als ihre Kriegschiffe; und dabei haben wir die Sicherheit, daß durch unsere Waffen dieses Kriegsmittel trotz aller Abwehrversuche von Tag zu Tag mehr gefährdet und verringert wird.

Der Bedarf der Gegner an Hilfsschiffen für die Kriegsmarine war weit größer, als ihre Reeder je angenommen hatten. Die ungeheuren Kriegsmaterialtransporte, besonders von den Vereinigten Staaten, die Bewachung der Handelswege durch Hilfskreuzer, das Heranschaffen farbiger Landsleute aus allen Gegenden der Welt und nicht zum geringsten die deutsche Minenplage rings um England beanspruchten allein in diesem Lande schon in den ersten Monaten nahezu ein Viertel seiner Handelsschiffstonnage. Frankreich, das infolge der Besetzung seiner reichsten Kohlen- und Industriegegend und eines großen Teils seines besten Ackerlandes durch unsere Armee mehr als in Friedenszeiten auf die Einfuhr angewiesen war, beschlagnahmte nach kurzer Zeit den größten Teil seiner Handelsflotte. Die russischen Schiffe waren teilweise in der Ostsee und im Schwarzen Meere eingeschlossen; was sich draußen befand, wurde zur Heranschaffung von Kriegsmaterial verwendet.

Der Krieg beanspruchte in seiner weiteren Entwicklung immer mehr Schiffsräume. Die Gallipoli-Expedition, die Unternehmungen in Mesopotamien, Saloniki, der Hinzutritt Italiens, die Versorgung Rußlands über Wladiwostok und Archangelsk, der ungeheure Munitionsverbrauch an den Fronten und auch die mangelhafte Erzeugung von Lebensmitteln in den eigenen Ländern zwangen unsere Gegner zur weiteren Beschlagnahme von Tonnage zu einer rücksichtslosen Ausnutzung des Schiffsmaterials und zur Einstellung von Schiffen in Fahrten, zu denen sie wegen ihrer Größe, ihres Alters und ihrer Einrichtungen oft nur wenig geeignet waren. Erschwert wurden diese Umstände noch dadurch, daß die Werften zum Bau und zur Reparatur von Kriegsschiffen derart herangezogen wurden, daß der Handelsschiffbau Englands auf ein Viertel seiner früheren Leistungsfähigkeit zurückging und sich fast lediglich auf die Fertigstellung bereits begonnener Schiffe beschränkte, während er bei den übrigen Gegnern, Japan ausgenommen, nahezu gänzlich stockte.

Zu all diesen Nöten kommt die besonders in den letzten Monaten sich ständig steigernde Wirkung unseres U-Boots-Kreuzerkrieges. Ungeheure Schiffspreise und Frachtgelder, die oft das Zehn- bis Zwanzigfache und mehr der Friedenssätze erreichen, sind die Folge und bedingen Lebensmittelmangel und Preise, die sich unsere Gegner nicht haben träumen lassen. Für den freien Frachtverkehr der Welt stehen Ende 1916 nunmehr nur noch rund 24 Millionen Brutto-Registertonnen zur Verfügung, d. i. weniger als die Hälfte der Tonnage zu Beginn des Krieges. Besonders schwer wird England nach dem Kriege seine Handelsschiffsverluste, die eingeschränkte Tätigkeit seiner Werften und das Aufgeben oder die mangelhafte Unterhaltung seiner Dampferlinien spüren. Es war bisher der Frachtenfahrer der Welt, hatte allein dadurch eine jährliche Einnahme von 2 Milliarden M, bezahlte mit seinen Kohlen einen großen Teil seiner Einfuhr und versorgte die Welt mit Handelsschiffen. Jetzt haben sich überall die Neutralen und der Bundesgenosse Japan eingenistet und sich besonders im Schiffbau von England freigemacht.

Durch den Krieg verloren die Gegner bisher, soweit festzustellen ist, 3900000 Brutto-Registertonnen, die einschließlich der Ladung mit mindestens 3 Milliarden M zu bewerten sind. Die Beute unserer U-Boote steigert sich von Monat zu Monat, und damit geraten unsere Gegner in immer größere wirtschaftliche Nöte.

Auch den feindlichen Kriegsflotten brachte der Krieg unerwartete bittere Verluste. Die Engländer hatten sich das Reinhalten der Meere und besonders das Unschädlichmachen der deutschen Flotte als eine leichte Aufgabe vorgestellt. Sie wurden arg enttäuscht; unsere U-Boote und Minen nagen dauernd an den Beständen unserer Gegner und haben das Fahren größerer Einheiten in allen Gewässern, die diesen beiden Waffen erreichbar sind, äußerst erschwert. Wo Schiffsverbände aufeinanderstießen und die Übermacht nicht gar zu erdrückend war, fügten unsere Granaten und Torpedos dem Feinde schwere Verluste zu. Den Ausgang der Seeschlacht vor dem Skagerrak, der seinen Jahrhunderte alten Ruhm unbestrittener Seeherrschaft dahinnahm, wird England nie verwinden. Bis jetzt verlor es 25 v. H. seines zu Kriegsbeginn vorhandenen Bestandes, während die Gesamtverluste der Gegner mit 760000 Tonnen schon jetzt den Bestand der französischen Flotte übersteigen

Jugendschuld. Novellette von Adolf Vögtlin.

(Schluß.)



Ich war überrascht von der Kraft des Rufs; es klang wie die jubelnde Bestätigung meines Lebenswillens durch die heilige Mutter Natur. Ihre Stimme, ihre Größe, ihre ungeahnte Schönheit überwältigte mein zitterndes Herz. Es warf mich auf den Rasen nieder, und nun schluchzte es unter Tränen und Krämpfen aus meiner befreiten Seele heraus: Ich will leben! Ich will leben! Und ich krallte meine Hände fest in den mütterlichen Schoß der Erde.

Dann, als ich mich ausgeweint und ausgejubelt hatte, kam ein wunderbares Behagen, eine kühle Gelassenheit über mich, als wäre ich mit Leib und Seele aus einem quellenden Jungbrunnen gestiegen. Ich nahm meinen Rucksack und den Wanderstecken und eilte in steilen Kehren die nächste Talstufe hinauf. Da ergriff mich ein neues Bild. Der tobende Wildbach hatte die Ebene, soweit ich sehen konnte, mit seinen gelben, Büsche und Balken tragenden Fluten überschwemmt. Auf den durchbrochenen Dämmen standen die Männer eines Dorfes, denen der Wildling die Heimstätten übel zerzaust hatte, und wehrten ihm in eifriger Gelassenheit. Da war kein Gejammer und kein Geschrei, nur unablässige Arbeit. Unverzagt setzten sie ihr Leben ein, um die furchtbaren Lücken mit großen Baumstämmen zu verstopfen und zu retten, was noch zu retten war. Und wie ich nun rüstig weiterzog, um noch vor Abend die zweite Talstufe zu erreichen, war mir so leicht, als hätte mir jemand meine Bürde abgenommen. Was war denn mit mir geschehen? Hatte die Luft ihren Druck verloren, oder hatte meine Seele neue Kräfte geschöpft und ließ sie hinausströmen in meinen Körper? Als sollte ich den Himmel erstürmen, trieb es mich bergwärts. Die Füße kamen kaum dem innern Drange nach, und der hörte erst auf, als ich den nächsten mächtigen Talriegel erklommen hatte.

Da lag eine haushohe Lawine, mit Felsblöcken und zersplitterten Tannen vermischt, und versperrte mir den Weg und dem Bache den Abfluß. Ratlos stand ich vor dem Hindernis und suchte nach einem Durchgang. Umsonst. Auf einmal hörte ich einen hellen Juhu-Schrei. Er kam von der Höhe, und ich entdeckte vor dem dunklen Wald die weißbehemdete Gestalt eines Hüterjungen, der mich beobachtet und meine Hilflosigkeit begriffen hatte.

„Drum herum!“ rief er mir zu und bedeutete mir durch Zeichen mit der Hand, daß ich zu ihm hinaufsteigen müsse.

„Drum herum!“ tönte es nochmals zu mir herab, als ich zögerte.

Ich weiß nicht, wie es kam; aber wie ich den steilen Hang hinaufklomm, bohrte sich der Ruf in meinem Gedächtnis fest, und ich murmelte mehrmals vor mich hin: Drum herum! Drum herum!

Der Fingerzeig, den mir die allmächtige Natur gab, beschäftigte mein Sinnen. Ich stieg, daß der Schweiß von der Stirne troff, und daß es mir im Gehirn glühte. Noch sah ich keinen Weg; aber weit hinten im Tal stieg im Licht der Sonne ein stattliches Dorf vor mir auf. War es das Endziel meiner heutigen Wanderung?

Drum herum! Drum herum!

Nun sah ich nicht mehr das ungeheure Ereignis in der Natur, sondern das entsetzliche Geschehnis aus meiner Jugendzeit vor mir liegen. Ich hatte alles versucht, um darüber hinwegzukommen. Vergebens. Also drum herum! Hier brauchte es nur einen mühevollen Aufstieg. Wie sollte der in meinem Leben aussehen?

Als ich auf der Höhe ankam, wo der Hüterknabe stand, von Zeit zu Zeit nach der Viehherde auslugend, dann wieder aus seinem Appenzellerpfeifchen schmauchend, konnte ich den Weg nach dem Talhintergrund überschauen, von wo die mit roten Ziegeln bedeckten Häuser des Dorfes herüberleuchteten. Ich mußte um die Lawinentrümmerstätte herum wieder ins Tal hinuntersteigen. Der Weg tauchte dort hell und klar aus dem trüben See heraus, den die Sperrlawine aufgestaut hatte.

„Wie weit ist's nach Hohwangen?“ fragte ich den Hirten.

„Eine starke Stunde“, gab er mir zur Antwort. „Dort hinten liegt's!“ und er zeigte mir die neuen Häuser, die sich um ein aus ihrer Mitte emporstrebendes altes Kirchlein scharten, welches auf einem kleinen Hügel lag. Ich erfuhr von ihm, daß das Dorf vor einem Jahrzehnt bei einem Föhnsturm mit Ausnahme des Kirchleins niedergebrannt und seitdem von der Bewohnerschaft aus eigener Kraft, ganz ohne fremde Hilfe, neu aufgebaut worden war. Daher stammten also die grellroten Ziegeldächer, während man sonst überall in dieser Bergwelt graue steinbeschwerte Schindelbedachung sah, die so zart mit der grünen Umwelt zusammenstimmt.

Ich hatte mich, in Hohwangen angekommen, kaum recht in einem bescheidenen Gasthof — „Zum Adler“ hieß er — erfrischt, als es mich schon wieder ins Freie trieb, um die schöne Abendluft und den Glanz der Berge zu genießen. Ich stieg zum Kirchlein hinauf und entdeckte nun erst, wie das Dorf in einem weiten Kessel lag, in welchem vier verschiedene Täler einmündeten, die alle im Hintergrunde mit breitgestirnten Schneebergen oder zackigen Silberhörnern abschlossen.

Wie ich auf dem Bänklein in der Vorhalle saß und mich über die Schönheit dieser Bergwelt wunderte, überkam mich ein Frohgefühl innerer Befreiung, wie ich es noch nie erlebt hatte. Urplötzlich schoß in mir der Gedanke auf, ich wolle einige Wochen hier bleiben, anstatt die Wanderung ins Unbekannte fortzusetzen, und Woche um Woche mehrtägige Ausflüge in die vier Täler und ihre Berge unternehmen, um endlich meiner Gesundheit eine sichere Grundlage zu geben.

Als ich meinen Entschluß den Wirtsleuten mitteilte, die nur wenige Gäste hatten, waren sie erfreut und taten mir von Stund an alles zulieb, was ihnen möglich war. Der Wirt, der Gemeindeammann war, überließ mir sogar seine eigene Schreibstube, damit ich an Regentagen ungestört arbeiten konnte. Hier hing eine vom Pfarrer verfaßte Gedenktafel an der Wand, auf welcher das letzte Dorfunglück dargestellt war, das jedoch durch die gegenseitige brüderliche Hilfe, welche seine Bewohner einander gewährt hatten, zum Dorfsegen wurde. Erst dieses Unglück hatte sie eigentlich zu wahrhaftigen, hilfreichen und nächstenliebenden Christen gemacht. Und die Darstellung schloß mit dem schönen Gedanken: „Wer sich ums Wohl der andern müht, um dessen Heil ist's wohl bestellt!“

Der Gedanke setzte sich sofort in meinem Gedächtnis fest und blieb mir dann unvergeßlich, weil ich seine Wahrheit erlebte.

Ich vernahm und sah nämlich mit eigenen Augen, wie es dem Wirte und seinen Nachbarn an Arbeitshänden fehlte, als die Heuernte anfing. Da schämte ich mich meiner eigennützigen Bergwanderungen, blieb im Tal, griff überall zu, wo ich helfen konnte, und aß zum erstenmal in meinem Leben mein Brot im Schweiße meines Angesichtes. Welch eine Herzensfreude für mich, wenn ich nun sah, wie der Dank den guten Leuten aus den Augen leuchtet! Wie schmeckte mir das Essen, wenn ich von der frischen Bergluft und der Bewegung bei der Arbeit, die mich jeden Tag leichter ankam, angeregt und ausgehungert mich hinter den wohlbestellten Tisch setzen durfte, wo alle so freundlich mit mir waren, wie sie sich sonst in allen Dingen gut und zuverlässig erwiesen! Der Schlaf ging mir erquickend bis ins Mark hinein, und als ich mich eines Tages im Spiegel musterte, fiel mir auf, wie gesund und frisch ich aussah, wie alle Angst und Unruhe aus meinem Gesicht verschwunden war.

Mit jedem Tag verwuchs ich inniger mit meiner menschlichen Umgebung, wozu nicht wenig beitrug, daß ich an dem jungen Pfarrer und seiner Gattin eine herzliche Teilnahme fand und volles Verständnis für das, was mich bedrückte. Am Abschiedsabend kamen sie beide in den Adler, wo sich neben den Wirtsleuten auch einige Nachbarn einfanden, und feierten mit mir ein baldiges Wiedersehen.

Ich wollte einige Worte des Dankes sprechen; aber aus den wenigen Worten wurde eine lange Rede, in der ich meine Genesung schilderte,

an der nicht nur die Berge ihren Anteil hätten, und ich schloß mit der Versicherung, daß ich, wenn ich wiederkäme, alsdann für immer unter ihnen bleiben würde, dann aber als richtiger Helfer, als Arzt.

Das war den Leuten von Hohwangen eine frohe Verheißung; bis jetzt waren sie genötigt, den Helfer in kranken Tagen vier Stunden weit herzuholen, und bis die zähen Bergleute sich dazu entschlossen, ließen sie eher zuwartend einen Schaden weiterwuchern.

Leichten Herzens und hochgemut, wie es einem Studenten geziemt, fuhr ich, nachdem ich zum Abschluß meines Bergaufenthaltes noch einige anstrengende Höhenwanderungen ausgeführt hatte, zu Tal. Es war mir, als hätte ich da eben einen unerschöpflichen Vorrat an Nervenkraft gesammelt, und, zu Hause angekommen, stürzte ich mich mit der Entschlossenheit und Ausdauer eines Siegers auf das weitschichtige Studium der Medizin. Ich durfte wahrnehmen, wie meine Eltern aus Freude darüber zusehends auflebten; mein froher Mut steckte alle an, und wie ich alle Hindernisse infolge unablässiger Arbeit scheinbar spielend nahm, ergriff der Wissensdrang auch meine Schwester. Sie widmete sich der Krankenhilfe, und wir träumten schon davon, daß wir einmal zusammen ein Sanatorium in den Bergen übernehmen und unser ganzes Leben dem Dienste der leidenden Menschen weihen würden.

Unvergeßlich ist mir, wie meine Mutter erlöst aufjubelte, als ich mit dem Arztpatent von der Universität heimkehrte.

„Helmut, mein lieber Helmut, jetzt bist du gerettet!" Solange hatte sie im stillen daran gezweifelt, daß mir die innere Befreiung gelingen würde.

Sie hatte tiefer in meine Seele hineingeblickt als der Vater, der mich von dem Augenblick an geheilt wähnte, als ich mich mit voller Kraft und Sammlung auf das Studium warf.

Nachdem ich mich in meinem Berufe zwei Jahre lang in Spitälern ausgebildet hatte, zog ich mit meiner Schwester in die Berge und fand in Hohwangen ausgiebige Beschäftigung, die nicht selten in schwere Anstrengung überging. Zur Sommerszeit fand sich eine stattliche Anzahl Nervenkranke bei uns ein, die genau studiert und behandelt sein wollten. Im Winter, bei Sturm und Schnee, ging die Aufgabe manchmal über meine Kraft.

Der Tag war mir heilig im Dienste der Nächsten, die Stunde wert und ausgefüllt, und so besaß ich Handhaben genug, um mich aus aller Selbstanklage und Grübelei, wenn sie mich von neuem befiel, emporzuarbeiten.

Doch kehrten sie zur Zeit der Ebbe in der Beschäftigung wieder, und ich wandelte oft selbst mitten im Sonnenschein unter einer Wolke, die anderen nicht sichtbar war. Sie tauchte immer wieder auf und warf ihren dunklen Schatten auf mein Gemüt. Besonders dann, wenn ich im Laufe der Jahre dann und wann einen blonden Knaben in seinem Sterbebett liegen sah, wenn auch ohne den Siegeskranz Erichs, überkam mich immer wieder eine Erschütterung, die tagelang in mir nachzitterte, und ich verlernte das Weinen und Schluchzen nie.

Ich wußte es wohl, daß mein Benehmen den Leuten oft auffiel; man setzt beim Arzt Ruhe und Selbstbeherrschung, wenn nicht sogar Abhärtung gegen die bitteren Pfeile allgemeinen Menschenleides voraus. Da ich den Leuten nicht erklären konnte, woher meine Tränen und meine Teilnahme stammten, hielten sie mich für einen Mann mit übergroßem Herzen, was ich nicht bin . . .

Obschon ich merkte, daß diese Erschütterungen von Jahr zu Jahr sich dämpften und immer seltener zu Ausbrüchen meines Herzen führten, wollte ich nicht an meine völlige Erlösung glauben, bis ich sie an einem Knaben sich vollziehen sah, der mir zur Behandlung übergeben worden war.

Das gleiche Schicksal hatte den Vierzehnjährigen getroffen wie mich. Beim Spielen mit einer scharfgeladenen Pistole war ihm unversehens ein Schuß losgegangen und hatte seinen liebsten Freund getötet.

In heller Verzweiflung darüber wollte er sich das Leben nehmen, wurde aber daran verhindert und mir für ein Jahr zur Pflege übergeben. Die Kraft, die ihm aus der Bergsonne und der Höhenluft zuströmte, gab ihm in Verbindung mit regelmäßiger körperlicher und geistiger Arbeit die nötige Sammlung wieder, um ihn fürs Leben stark zu machen.

Als dann später Zweifel an seiner Unschuld in ihm aufsteigen wollten, als er in Grübelei versank, sich als ein von Gott verworfenes Werkzeug ansah und nicht mehr an eine für ihn ersprießliche Zukunft glauben mochte, sagte ich eines Tages zu ihm: „Sieh; das alles hab' ich auch erlebt, und es lag jahrelang auf mir und wollte mich zu Boden drücken. Aber wir sind nicht wie die spröden Buchen, die in Splitter gehen, wenn der Schnee auf ihnen lastet; wir sind wie die schlanken Rosenbäume, die sich darob zur Erde beugen und hernach, wenn die Last geschmolzen, wieder erheben zu schlanker, grader Herrlichkeit. So sind wir; so bist auch du."

Er schüttelte ungläubig den Kopf; dann sah er mich mit großen Augen verwundert an und lief davon.

Da nahm ich ihn an einem Sonntag nachmittag wieder vor. Das Kirchengeläute war oben verstummt, und die feierliche Stille der Berge zog zum Fenster herein in die Stube, wo ich mit ihm und meiner Schwester beim Lesen saß. Ich sah, wie er plötzlich das Buch, das er in Händen gehalten, beiseite legte und mit vorgebeugtem Kopf in sich hineinsann, wie er es häufig tat, wenn er sich unbeobachtet glaubte. Dann merkte ich, wie ihm die Tränen über die Wangen rollten, und wie er sie mit dem Taschentuch verstohlen wegnahm.

Ich setzte mich ihm gegenüber, ergriff seine beiden Hände und fragte ihn, was ihn bedrücke.

„Es ist immer das gleiche", sagte er in einem Tone, als gäbe es keinen Trost für sein Leid. Der Junge, der in allen Dingen zuverlässig, brav und guten Willens war, dauerte mich bis ins Herz hinein. Da raffte ich mich auf und erzählte ihm, was ich nie zuvor getan, mein eigenes Jugenderlebnis, indem ich andere Personen vorschob. Da richtete sich der Junge vor mir auf, als ob er eine unsichtbare Last, die des dumpfen Gefühls, abgeworfen hätte, und fing an, mit Vernunftgründen auf die Sache einzugehen. Da hatte ich ihn schon gewonnen. Denn nun strömte eine solche Menge Beispiele von bedeutenden Menschen, die durch Schuld groß geworden waren, auf mein Gedächtnis ein, daß ich ihn damit überwältigen konnte.

Und als ich ihm dann nachwies, daß seine Schuld eine ungewollte und unverschuldete sei, hundert Gründe für die Befreiung seines Herzens fand und damit auf ihn eindrang, wie ich's gegen mich niemals gekonnt hatte, war er im Geiste gerettet. Je gesunder und stärker dieser wurde, um so mächtiger war auch das Bollwerk gegen die aus dunklen Abgründen von Zeit zu Zeit auftauchenden Wogen des Gefühls und ihren unheimlichen Ansturm. Das wußte ich aus Erfahrung.

Meine Schwester war zugegen gewesen und hatte meiner Erzählung und der daran sich anknüpfenden Betrachtung zugehört, ohne mich durch eine Zwischenbemerkung zu unterbrechen.

Als ich damit zu Ende kam, stand sie von ihrer Arbeit auf und sagte: „Helmut, Bruder, das ist ja doch deine Geschichte, Wort für Wort!"

„Jawohl," bemerkte ich zu meinem jungen Leidgenossen, „das ist meine Geschichte. Und siehst du, trotzdem ich das gleiche erlebt und durchgemacht habe, bin ich groß und stark und ein brauchbarer Mensch geworden — was du auch werden sollst und werden willst. Versprich es mir!"

Einen Moment schlug er seine großen Augen zu mir auf, dann schlang er mir beide Arme um den Hals, schluchzte und weinte, und dann brach er in ein schütterndes Lachen aus, das den Krampf seiner Seele löste.

Und wie ich nun weiter in ihn drang, um ihn auf eine neue Denkweise zu bringen, ihn in der Überzeugung von seiner Unschuld zu bestärken und den schmerzlichen Fehltritt der Unvorsichtigkeit als eine schlimme Fügung des Schicksals hinstellte; wie ich ihm zeigte, daß dieses Schicksal, wie ich es erfahren, darauf ausgehe, uns durch seine Schläge aufzupeitschen und uns an Leib und Seele stark zu machen, indem es uns zwinge, die Scharte auszuwetzen; wie ich ihn so weit überzeugte, daß Frohmut und Begeisterung ihn erfaßten, tüchtig und gut zu werden, fühlte ich, wie der Krampf, der meine eigene Seele seit Jahren umklammert hielt, sich mählig löste und der dumpfe Druck, der auf meinem Geiste gelastet, wich und schwand.

Und jetzt kam auch die Zeit für mich, wo ich nicht mehr am hellen Himmel die dunkle Wolke sah, unter deren Schatten ich so viele Jahre durchs Leben gewandelt war. Er war mir so schön und freundlich wie anderen Menschen. Und wenn das Tor zum Himmel sich nur mit reinen Händen öffnen läßt, dann . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Hier endigte das schriftliche Andenken, das Helmer seinem Jugendfreund Erich gewidmet hatte. Nun seh ich ihn selber im Siegeskranz.



Von den Kämpfen einer Reservedivision an der Somme: Ausheben eines Franzosennestes im St-Pierre-Vaast-Walde durch eine Sturmkompagnie.

Nach einem Aquarell für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von dem Kriegsteilnehmer Martin Frost.

Die Donau.

Von Arthur Dix, Sofia.

Als ich in den ersten Julitagen 1916 die deutschen Reichstagsabgeordneten auf ihrer Fahrt über Varna und die Donau begleitete, war in Varna, dem alten Ausfuhrhafen der Süddobrudscha, großes Klagen der führenden Handelsherren: die Bedeutung der Stadt sei dahin, ihr kostbarstes Hinterland geraubt. Und nicht mißverständlich war der Wunsch, es wieder zu besitzen.

Von Varna ging es über die erste, von Engländern höchst oberflächlich eingerichtete Eisenbahn Bulgariens nach Rustschuk, von dem ganz europäischen, köstlich gelegenen Kriegshafen am Schwarzen Meer nach dem großen Handelshafen an der Donau. Einst war Silistria Bulgariens der Donaumündung nächstgelegener Donauhafen; aber gerade auf diese blühende Handelsstadt hatten die Rumänen es 1913 ganz besonders abgesehen. Silistria zählte übrigens neben 6500 Bulgaren und 4000 Türken nur 250 Rumänen, ehe es unter rumänische Herrschaft kam.

Rustschuk ist bereits am 28. August 1916 von rumänischen Granaten heimgesucht worden, bevor auch nur die diplomatischen Beziehungen abgebrochen waren. Die Rumänen mochten die Ausrede versuchen, daß sie nur die österreichisch-ungarischen Monitoren hätten treffen wollen. Aber wo liegen die Monitoren, und wo liegt die Stadt? Wir haben beide besucht, und wenn ich mich recht entsinne, schwimmen die Monitoren weit unten im breiten Bett der Donau, wogegen die Stadt hoch oben auf beträchtlich erhöhtem Ufer liegt!

Auf der ganzen, langen Fahrt von Rustschuk bis Turnu-Severin ist die Donau sehr breit, und das linke — rumänische — Ufer ist ganz flach. Der Strom bildet zahllose, oft recht große Inseln, und das flache Ufer ist mit Seen durchsetzt. Das rechte — bulgarische — Ufer fällt mehr oder weniger steil von der fruchtbaren bulgarischen Ebene ab. In zwei und mehr Kilometer Breite zieht der Strom träge dahin. Bisweilen ist das jenseitige Ufer nur schwach sichtbar, wogegen das bulgarische Ufer durchschnittlich 15 bis 30 m emporragt.

Gegenüber Rustschuk und mit diesem in Friedenszeiten durch lebhaften Handel verbunden, liegt Giurgiu, das von den österreichisch-ungarischen Monitoren gleich am ersten Tage nach der Kriegserklärung kräftig und wirkungsvoll beschossen wurde. Auch sonst haben die Orte der rumänischen Donauseite von Anfang an den Krieg deutlich zu kosten bekommen. Dafür haben sie ihrerseits auch das oberhalb Rustschuk gelegene Svistov ohne Kriegserklärung unter Feuer genommen — die Stätte des russischen Donauüberganges von 1877. Wir haben übrigens gelegentlich der Bulgarienreise der Abgeordneten erfahren können, wie deutschfreundlich dieses Svistov heute gesinnt ist: Unsere Donaufahrt sollte beschleunigt werden, um bei Tageslicht die Kasanschlucht durchfahren zu können. Aber die Einwohner von Svistov hatten sich in erbarmungslos sengender Sonne am schattenlosen Landungsplatz am frühen Vormittag versammelt, um unsere Durchfahrt nicht zu versäumen, und ein deutscher Offizier eilte unserem Dampfer im Motorboot mit der Bitte der Stadt entgegen, doch wenigstens fünf Minuten der Begrüßung zu gestatten, nachdem die ganze Stadt seit vielleicht sechs Stunden in der prallen Glut geduldig ausgeharrt. Natürlich wurde der Wunsch erfüllt.

Die Verengung der Donau, die hinter Turnu-Severin beginnt und ins Eiserne Tor hinaufführt, bildet die letzte, kürzeste Strecke der rumänisch-bulgarischen Grenze. Turnu-Severin selbst ist ein Handelsplatz, dem der Krieg zu wesentlich gesteigerter Bedeutung verholfen hatte. Himmelhohe Lagerschuppen mit Elevatoren und Exhaustoren zeugten von dem Handel, der von hier aus stromaufwärts mit den Mittelmächten betrieben wurde und Ströme blinkenden Goldes nach Rumänien lenkte. Am rechten Ufer ist hier bereits Neubulgarien. Der letzte altbulgarische Donauhafen von Bedeutung ist Vidin, die Kaviarstadt, aus dem früher viel „echt russischer“, diesem übrigens durchaus ebenbürtiger Kaviar nach „Europa“ kam.

Der Vidin-Kaviar erinnert mich noch an eine weitere „Grenzberichtigung“, die zwischen Bulgarien und Rumänien ins Reine zu bringen wäre: Die Donaugrenze hat Rumänien im einzelnen so zu lenken gewußt, daß mit Bezug auf das Fischereiwesen Bulgarien erheblich benachteiligt ist. Das Land könnte einen wertvollen Ausfuhrartikel gewinnen, wenn es in der Donaufischerei freier beweglich würde.



Der Durchbruch des Alt bei Cozia

Kloster Cozia am Alt bei Caimanesti.

Der Krieg gegen Rumänien.

Nach Zeichnungen des auf dem rumänischen Kriegsschauplatz weilenden Mitarbeiters der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Albert Reich.


Deutsche Munitions-Autokolonne überwindet den verschneiten Ditozpaß (Siebenbürgen).


Deutsche Munitionskolonne im Ditozpaß (Siebenbürgen).


Kolonnen überschreiten die Donaubrücke bei Svistov.


Blick auf den Hafen der am 5. Januar von deutschen und bulgarischen Truppen genommenen Stadt Braila.


Ansicht der rumänischen Haupthandelsstadt Braila in der Großen Walachei.


Die von den Rumänen gesprengte Brücke über den Arges bei Adunatzi.

Der Krieg gegen Rumänien.



Die Türkei im Weltkriege: Munitionstransport auf der Sinaihalbinsel. Nach einem Gemälde de



s nach der Türkei entsandten Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Fritz Grotemeyer.



Der Krieg gegen Italien: Tiroler Grenzwacht. Nach einem Aquarell für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von Rudolf Kargl.

Kulturrundschau der Leipziger „Illustrirten Zeitung".

Meinungsaustausch führender Geister.

Universaler Geist. Wenn wir den Blick einmal von den großen Ereignissen auf den europäischen Kampfplätzen ablenken und auf die inneren Kräfte unseres Volkstums richten, wie die verschiedenen Gegensätze, Anschauungen und Gruppen zu der erstaunlichen Machtenfaltung des deutschen Volkes im Kriege beitragen, dann macht man die überraschende und beglückende Erfahrung, daß alle gleichmäßig, jede Richtung, jede staatliche und geistige Sonderbildung in der ihr eigentümlichen Art, einen vollgemessenen Anteil an den großen Erfolgen haben. Vor dem Kriege, in den Friedenszeiten, haben sich die staatlichen, wirtschaftlichen, geistigen Gegensätze in unserem Volke bis aufs Blut befehdet. Und auch während des ungeheueren Völkerringens haben diese Widersprüche nicht völlig geschlummert, sondern je länger der Krieg währt, desto schwieriger ist ihre Niederhaltung, desto mehr drängen sie sich wieder ans Licht. Schaut man aber einmal von diesem Zwiespalt der Meinungen und Strebungen innerhalb unseres Volkes hinüber nach der Leistung, die sie alle für das gemeinsame Ziel gebracht haben, mißt man sie einzeln an diesem ihren Verdienst um das gemeinsame Vaterlandswohl, dann macht man die verwunderliche Erfahrung, daß sie alle im Rechte sind. Es gab vor dem Kriege keinen schrofferen Widerspruch als den zwischen Kapital und Arbeit. Was wäre Deutschland in diesem Kriege ohne das angesammelte Kapital geworden! Man braucht nur das Wort „Kriegsanleihe" auszusprechen, um den unausmeßbaren Wert der im Kapital aufgespeicherten Kraft zu erkennen. Und umgekehrt, wie hätte Deutschland die unsagbar harte Lebensprobe überstehen können ohne den deutschen Arbeiter. Ohne die jahrzehntelange erzieherische Tätigkeit, die an unserem arbeitenden Volke vollzogen wurde zu Gemeinsinn, Staatsbewußtsein, Verantwortlichkeit, ohne den Einsatz all dieser Kraft im entscheidenden Augenblick, ohne das treue Durchhalten in der schweren Dauer des Krieges – ohne all dies wären die rein kriegerischen Erfolge auf den Schlachtfeldern vergeblich gewesen, unser Volk im Innern zusammengebrochen. Jede Partei hat recht gehabt. Nicht minder schroff als im wirtschaftlichen standen auch im staatlichen Leben monarchisch-autoritative und demokratisch-freiheitliche Ideale einander gegenüber. Und was hat die Erfahrung gelehrt? Ohne die eiserne Disziplin, ohne den streng autoritativen Aufbau unseres Heereskörpers, ohne den so vielgeschmähten „Militarismus" hätten wir die große Prüfung unserer Volkskraft niemals bestehen können. Auch hier hat gerade die Länge des Krieges aufklärend gewirkt. Die unbedingte Disziplin hat unser Heer auch in der härtesten und längsten Not des Stellungskrieges ungeschwächt erhalten. Aber wiederum den gleichen Anteil an Sieg und Erfolg jeder Art haben die freiwillige, hingebungsvolle, unmittelbare Pflichterfüllung des einzelnen, der begeisterte Aufschwung bei Ausbruch des Krieges, die sich immer wieder erneuernde Verantwortlichkeit aller Volksgenossen, die in dem Gesetz vom vaterländischen Hilfsdienst den höchsten Triumph gefeiert hat. Der Krieg lehrt mit überwältigender Kraft, daß sich Freiheit und Disziplin verbünden müssen. Der religiöse Mythos, die alte religiöse Überlieferung und der Geist der neueren Erfahrungswissenschaft scheinen unversöhnlich zu sein. Aber wie hat der dunkle religiöse Trieb, so vielgestaltig er sich auswirkt, die geheimsten Kräfte der Volksseele entbunden und sie zu jedem Opfer fähig gemacht! Und wie hat die streng sachliche Erfahrungswissenschaft, die sich immer nur an das Greifbare hält, uns alle Kriegsmittel geliefert, uns ungeahnte Dienste mit ihrer Naturbeherrschung geleistet! Und Stadt und Land! Ohne den gewaltigen Welthandel der Friedenszeit hätte sich das deutsche Gewerbe jeder Art nie auf die unerhörte Höhe schwingen können, um jetzt der gewerblichen Arbeit der ganzen Welt, auch des jenseitigen Erdteils, Trotz zu bieten. Und wiederum, hätte der Bauer in der verflossenen Friedenszeit nicht so zäh seine Scholle verteidigt, hätte er nicht die Ertragfähigkeit des heimatlichen Bodens aufrechterhalten, wir wären verhungert oder hätten trotz der größten Siege eine schmähliche Niederlage erlitten. Alle haben recht gehabt. Was lehrt uns dies? Daß wir uns über die engen Gegensätze erheben müssen, daß wir das Leben, die Bedürfnisse eines Volkes nicht immer nur von einer, gerade von unserer Seite betrachten dürfen. Ein wahrhaft universaler Geist tut uns not, der, jeder kleinlichen Enge entwachsen, stets die großen Zusammenhänge, die Einheit der Gegensätze, den Ausgleich der Widersprüche erschaut. Ein Weltvolk wollen wir werden. Ein Weltvolk aber muß den ihm gebührenden, seiner allein würdigen Geist erzeugen. Dies aber ist der großzügige Geist, der nicht in dürftiger Beschränkung befangen bleibt, der über alle berechtigten Schranken und Grenzen hinweg das Allgemeine, das Dauerhafte, das Wesenhafte erkennt und schafft.

Dr. Ernst Horneffer.

Der Wille zur Selbstordnung. Die äußerste Anspannung aller inneren Kräfte in dieser Zeit hat die Physiognomie der Nationen unendlich belebt: Wesenszüge und Charakterlinien, die sonst unter der Fläche des Sichtbaren lagen, sind vorgetreten und haben das Gemeinsame in jedem Volke schärfer ausgeprägt. Auch vom deutschen Wesen ist viel zu Vorteil und Mahnung sichtbar geworden, und eine Linie meine ich ganz besonders verdeutlicht zu erblicken: den Willen zur Selbstordnung, der ja eigentlich seit hundert Jahren das Motiv des deutschen Romanes von Wilhelm Meister, Heinrich von Ofterdingen, Hyperion bis zum Grünen Heinrich und seinen Nachfahren ist: dies Spähen nach dem eignen Wesensbilde, dies Lernenwollen an den eignen Fehlern und Erfahrungen, diese leidenschaftliche Begierde, durch Enttäuschung und Erlebnis zur besten Eigenform zu gelangen. Alle die hunderte Bücher, die tausenden Broschüren, die jetzt meist hastig, eilfertig, tendenziös um das deutsche Wesen herumgeschrieben wurden und in sich selbst wohl wertlos sind, werden darum bedeutsam als Symptom der innern Unruhe Deutschlands, das antworten will auf die brennende Frage nach sich selber; und dieser Wille, sich selbst zu kennen, um sich durch Abglättung der Fehler, durch Steigerung der inneren Anlagen in bewußter Selbstordnung zur höchsten Volksform herauszubilden – dies scheint mir heute der beherrschende Zug im deutschen Nationalcharakter.

Stefan Zweig.

Deutschland, Irland und die Freiheit der Meere. Was auch immer der Ausgang des jetzigen Weltkrieges für Irland bringen mag, jedenfalls bleibt dieser Krieg ein Merkmal in der irischen Geschichte. Zum erstenmal ist nämlich Irland in Beziehungen zu Deutschland getreten. Formelle diplomatische Beziehungen existieren freilich nicht, die Möglichkeit der Waffenbrüderschaft ist nicht gegeben, kein Vertrag irgendwelcher Art ist unterzeichnet worden. Die Tatsache jedoch, daß zum erstenmal seit hundert Jahren England in einen Krieg mit einer europäischen Großmacht verwickelt wurde, mußte genügen, um das Verhältnis Irlands zu jener Großmacht, dem Gegner Englands, zu bestimmen. Und es lag in der Natur der Dinge, daß dieses Verhältnis ein freundschaftliches war. Alle Feinde Englands sind naturgemäß Irlands Freunde. Diesem Krieg aber ist, vom irischen Standpunkte aus, eine ganz außerordentliche, nie dagewesene Bedeutung beizumessen. Niemals hat England einem so mächtigen, ihm moralisch so überlegenen Feind gegenübergestanden. Niemals schien die Hoffnung auf dauernde Schwächung des kolossalen Piratenreiches der Briten so gerechtfertigt. Daher war es niemals wichtiger für Irland als im gegenwärtigen Krieg, Beziehungen zum Feinde Englands anzuknüpfen. Infolgedessen wird Sir Roger Casements Reise nach Deutschland als epochemachendes Ereignis in den Annalen der Grünen Insel gelten. Die Anbahnung einer festen Freundschaft zwischen Deutschland und Irland besitzt aber keineswegs eine bloß einseitige Bedeutung. Wenn Irland der tatkräftigen Unterstützung Deutschlands bedarf, um sich vom englischen Joch befreien und wieder ein eigenes selbständiges Dasein führen zu können, so hat die irische Freundschaft einen für Deutschland überaus großen, bislang vom deutschen Volke ungeahnten Wert. Mit der Gestaltung des Schicksals Irlands ist die Lösung der Weltfrage von der Freiheit der Meere unzertrennlich verknüpft. Ein Blick auf die Karte zeigt uns, daß die England vorgelagerte Grüne Insel den Zugang zum Weltmeer beherrscht. Die Geschichte andererseits, jene große Lehrmeisterin der Völker, beweist uns, daß England die ungeheure Bedeutung Irlands als Schlüssel zur Beherrschung der See schon vor vier Jahrhunderten erkannt hat. Dieser seiner Bedeutung wegen ist Irland – bis dahin ein reiches, blühendes, kulturell führendes Land – zuerst erobert und dann planmäßig entvölkert und ausgesogen worden, damit es zu einer englischen Festung wurde. Irland bildet das Fundament des Britischen Reiches, und solange es eine englische Festung bleibt, wird auch England die Beherrscherin der Meere bleiben. Diese Behauptung ist keine Übertreibung, sondern die nackte Wahrheit. Die deutsch-irische Freundschaft ist also eine organische Notwendigkeit für die beiden Nationen. Denn die Befreiung Irlands bedeutet für Deutschland nichts anderes als die Befreiung der Meere von englischer Tyrannei und somit die Möglichkeit ungehemmter Entwicklung in der Welt.

Dr. Georges Chatterton-Hill.

Die Friedensprobleme der deutschen Landwirtschaft nach dem Kriege. Es ist wiederholt darauf hingewiesen worden, daß der Weltkrieg große Umwälzungen auf wirtschaftlichem Gebiete zur Folge haben würde. Durch den Zusammenschluß der Zentralmächte und durch den gleichfalls zu erwartenden wirtschaftlichen Bund der feindlichen Staaten wird voraussichtlich der Weltverkehr in mancher Hinsicht ein verändertes Bild erhalten. Die deutsche Industrie wird nach dem Kriege sich in die Lage versetzt sehen, neue Absatzgebiete zu gewinnen, und wird alle Kräfte anspannen müssen, ihre frühere Stellung auf dem Weltmarkte wiederzuerobern. Aber nicht nur Industrie und Handel werden nach dem Kriege mehr oder weniger krisenartige Erschütterungen durchzumachen haben, sondern auch die Landwirtschaft. Wenn auch bei ihr die Ausfuhr nicht die Rolle spielt wie bei unserer Industrie, so ist sie doch in verschiedenen Wirtschaftszweigen vom Weltmarkte abhängig gewesen. Es sei nur daran erinnert, daß in Friedensjahren für über eine Milliarde M. jährlich an Kraftfuttermitteln, Futtergerste, Mais, Kleie, Ölkuchen, Abfälle usw., eingeführt wurde. Beinahe ein Drittel des gesamten Schweinebestandes wurde fast ausschließlich auf der Grundlage dieser ausländischen Futtermittel gemästet. An der Ausfuhr ist die deutsche Zuckerindustrie im Frieden mit etwa der Hälfte ihrer Jahresproduktion interessiert. Wurden doch für über 200 Millionen Mark Zucker jährlich in das Ausland versandt. Ob diese ausländischen Beziehungen nach dem Kriege noch aufrechterhalten werden können, steht dahin. Es wird vielmehr aus militärischem und strategischem Interesse dafür zu sorgen sein, daß der einheimische Kulturboden noch mehr als bisher für die Volksernährung ausreicht und die fehlenden Nahrungsmittel aus dem neuen Agrarland im Osten, Litauen und Kurland, und aus den Donauländern bezogen werden können. Zu diesem wirtschaftlichen Problem, das in der Heimat auf eine Steigerung der Bodenerträge und auf die Kultivierung und Besiedlung der bisher ungenutzten Flächen, wie der Moore und Heiden, hinausläuft, kommt aber noch eine soziale Forderung, die mit elementarer Gewalt nach dem Kriege sich durchsetzen wird, nämlich die massenhafte Ansiedlung von Hunderttausenden von Kleinbetrieben. Es gilt, die ländliche Blutpumpe zu stärken, um Deutschland vor dem furchtbaren Schicksal, dem Stillstand seiner Bevölkerung, zu bewahren.

Professor Dr. Dade.

Kriegerehrung und Kriegerdenkmäler. Je länger dieser Krieg andauert, und je mehr sich die Opfer häufen, um so mehr häufen sich auch die Aufgaben, das Gedächtnis der gefallenen Helden in sichtbaren Denkzeichen festzuhalten. Auf den Kriegsschauplätzen im Westen und im Osten ist nach den ersten bescheidenen Holzkreuzen, die die Kameraden rasch errichtet hatten, eine Fülle von steinernen Denkmälern emporgewachsen, einige allzu behende geschaffen, bei denen der gute Wille des Kommandierenden nur ungenügende Kräfte fand. In Ehrenfriedhöfen sind die Toten zusammengebettet – ihre Fassung wie die Erinnerungszeichen sind zumeist würdig und wirkungsvoll, und das um so mehr, je einfacher und geschlossener sie sich geben. Man wird stets daran denken müssen, daß jene in späteren Jahren von einer feindseligen Bevölkerung nur geduldet sein werden, die allzusehr geneigt sein wird, diese Kunstleistungen mit kritischem Blick zu betrachten, vielleicht in der hier gewählten Form einen Maßstab für das künstlerische Vermögen beim Gegner überhaupt sehen wird. Das sollten wir nie vergessen bei einer jeden solchen Schöpfung, daß es sich hier um eine bleibende künstlerische Manifestation im Ausland handeln wird. Aber dasselbe gilt für die in der Heimat zu errichtenden Wahrzeichen. Die große Zeit von 1871 hatte in der Heimat für künstlerische Aufgaben ein kleines Geschlecht gefunden, und die Krieger- und Siegesdenkmäler, die sicher echte Pietät errichtet hat, zeugen zum großen Teil von einem erschreckenden Tiefstand im Verständnis für das Thema und in der Empfindung für die Denkmalsform. Es gibt ein Buch von Otto Kuntzemüller über die Denkmäler Kaiser Wilhelms des Großen, angesichts dessen man blutige Tränen weinen möchte über dies fürchterlich seichte Niveau, über das sich nur ganz wenige respektable Leistungen erheben – einen wie viel trostloseren Ausblick würde ein Sammelwerk über die Kriegerdenkmäler von 1871 geben, von der kunst- und geschmacklosen Siegessäule in der Reichshauptstadt an! Der größte Krieg und der heldenhafteste Kampf aller Zeiten muß auch in einer monumentalen Form weiterleben, die dem Geschlecht der Jahre 1914 bis 1917 ein würdiges Zeugnis ausstellt. Ohne die verhängnisvolle Großmannssucht, die in den letzten vom Gesamtdeutschland errichteten und geplanten Denkmälern gesprochen hat, ohne Theatralik und Prahlerei, ohne den unglücklichen Realismus im Kleinen, dem Spielen mit dem Anekdotenhaften, dem Übersetzen lebender Bilder in plastische Form, ohne falsche Sentimentalität, aber auch ohne unverständliche und lediglich literarische Symbolik, die erst des geistreichen Kommentars bedarf, und die nie unmittelbar zum Volke sprechen kann. Wir sind heute innerlich dem Denkmalsbegriff in seiner notwendigen Geschlossenheit und architektonischen Bindung viel näher als vor fünfundvierzig Jahren. Eine jede Stadt und fast eine jede Gemeinde – denn auch die kleinste Gemeinde hat ihre Toten zu betrauern und zu ehren – wird eine solche Aufgabe vor sich sehen, und selbst ein materiell ganz verarmtes Deutschland wird es sich nicht nehmen lassen, diese Pflicht zu erfüllen. Aufgaben der monumentalen Kunst werden in solcher Menge entstehen, daß die verfügbaren Kräfte kaum ausreichen. Eine Gefahr der Überschwemmung unseres Landes mit übereilten und unzulänglichen Denkzeichen liegt vor und dazu die Gefahr, daß eine geschäftige Handwerkskunst von „Denkmalsspezialisten" im trüben fischt. Und man traue unseren Verwaltungen und Gemeinden nicht zu viel Verständnis für die Forderungen des Monumentalen zu! Wir müssen uns bewußt bleiben, daß eine spätere Zeit an diesen sichtbaren Zeichen die Stärke und Reinheit unserer Empfindungen messen wird, daß diese Denkmäler dem Ausländer wieder als ein Spiegelbild von Deutschlands Kunstwollen und künstlerischer Begabung erscheinen werden. Und für die Wertung eines Volkes wie eines Menschen ist entscheidend, wie es sich selbst in seinem größten Augenblicke sieht. Das muß unser Verantwortungsgefühl regeln und bestimmen. Unendlich sind die Lösungen und die Möglichkeiten – und man möchte wünschen, daß das frei stehende figürliche Runddenkmal als alles andere denn als der erstrebenswerte Normaltypus, sondern nur als Ausnahme erscheine – und endlos sind die Möglichkeiten des Irrens. Das sind die Erwägungen, aus denen die Fürsorge für die Kriegerehrung vor allem geboren ist, die sie dauernd führen müssen. Von den Gefahren der Reglementierung und der etwaigen Schablonisierung braucht man noch nicht zu sprechen. Videant consules!

Paul Clemen.

Alle Beiträge dieser Rundschau werden von den Verfassern mit vollem Namen gezeichnet. Einsendungen erbeten unter der Anschrift: Kulturrundschau der Leipziger „Illustrirten Zeitung".



Amsterdamer Waisenmädchen. Nach einer Zeichnung von Professor Max Liebermann.



Harzgewinnung in den bayrischen Staatswaldungen.

Der deutsche Wald im Kriege.

Von Dr. M. Büsgen, Professor an der Kgl. Forstakademie in Hann. Münden.

Etwas mehr als ein Viertel des deutschen Bodens ist mit Wald überzogen, und doch haben die darin aufgespeicherten Schätze nicht den ganzen Bedarf an Holz, Harz und Gerbstoff decken können, der sich aus unserer hochentwickelten Gewerbtätigkeit ergibt. Tausende von Eichen- und Erlenstämmen schwammen, zu langen Flößen verbunden, während des Friedens alljährlich aus Rußland die Weichsel hinab, andere Holzmengen kamen aus Skandinavien und Österreich-Ungarn; auch Nordamerika war an der Holzeinfuhr zu uns beteiligt, und unsere Kolonien nebst anderen tropischen Ländern lieferten Luxushölzer zum Schmuck unserer Wohnungen. Die gesamte Nutzholzeinfuhr Deutschlands belief sich auf etwa 11 Millionen Kubikmeter, zu deren Erzeugung im Inlande eine Waldfläche gehören würde, die um nicht sehr viel weniger als die Hälfte größer wäre als unser jetziger Waldbestand.



Viehherde im Walde.

Wenn trotzdem mit dem Wegfall der Holzeinfuhr zu Beginn des Krieges keine plötzliche Holznot eintrat, so lag das daran, daß große, wohlgefüllte Holzlager vorhanden waren, und daß durch Stocken der Bautätigkeit der Nutzholzbedarf sich für den Augenblick verringerte. So gelang es, dem großen Bedarf des Heeres, der z. B. schon während der Mobilmachung 30 000 Kubikmeter Holz allein für Verpflegungsbaracken auf den Bahnhöfen erforderte, zu genügen. Für die Erfordernisse des Schützengrabenkrieges mit Unterständen und Blockhäusern, den gewaltigen Bedarf des Heeresfuhrwesens, der Lazarette, des Waffenersatzes und des Wegebaues konnte bereits Holz aus den großen Wäldern der besetzten Gebiete, namentlich im Osten, benutzt werden; und auch Holzkohlen, die anfangs aus Deutschland nachgeschafft werden mußten, gewann man bald in Feindesland mit Hilfe der Köhlerkommandos, die den Bataillonen zugeteilt waren. Besonders wichtig aber, auch für den Wiederaufbau Ostpreußens und den Holzbedarf der Bergwerke und der Papiergewerbe, war es, daß infolge der vorsichtigen Wirtschaft unserer Forstleute in den Wäldern ein Vorrat von schlagbaren Stämmen vorhanden ist, den man über das Maß der Friedensnutzung hinaus der Verwendung zuführen darf, ohne dauernde Schädigung der Bestände fürchten zu müssen. Brennholznot wurde durch Bezugserleichterung für kleine Leute bekämpft, und dem Mangel an Arbeitern und Fuhrwerken zur Abfuhr des Holzes aus dem Walde trat man durch Verlegung der Stapelplätze an die Bahn, durch Verwendung von Kriegsgefangenen und auch von eigenem Militär und endlich durch Heranziehung von Waldbahnen und Lastautos entgegen.

Eine besondere Kriegsaufgabe ist dem deutschen Walde durch den Wegfall der Einfuhr von Futtermitteln aus dem Ausland erwachsen. Das Laub fast aller Bäume, namentlich aber auch junges Reisig bis zu $1\frac{1}{2}$ cm Stärke, kann als Zusatz zu den Futtermitteln der Landwirtschaft und zu recht erheblicher Streckung derselben verwandt werden. Gehäckseltes, zerquetschtes, auch chemisch aufgeschlossenes Reisig hat sich bewährt. Zu seiner Gewinnung ist beim Aushieb störender Holzarten aus jungen Kulturen und bei den sogenannten Reinigungshieben, namentlich aber in den Schälwäldern reichlich Gelegenheit. In den Schälwäldern, von denen etwa 250 000 ha in Deutschland vorhanden sind, werden 10 bis 20 Jahre alte Ausschläge im Boden bleibender Eichenstümpfe zur Gewinnung von Gerbrinde benutzt. Hierbei entfällt eine große Menge von schwachem Reisig, das früher verbrannt oder etwa als Streu verwandt wurde. Weitere Futtermittel liefert die Waldweide in lichten Beständen, in denen Gras, eine langblätterige Segge, die den als Seegras bekannten Stoff zum Verpacken und zum Flechten gibt, und Adlerfarn wachsen. Der Grundstock des letzteren ist so reich an Stärke, daß er schon zum Herstellen von Nahrungsmitteln für den Menschen auf den Kanarischen Inseln Verwendung gefunden hat. Ein recht großes Adlerfarnfeld galt dort früher als wertvolle Mitgift einer Bäuerin. Auch die von alters her als Futtermittel beliebten Eicheln kommen heute wieder als solches zu Ehren, und manche beabsichtigt gewesene Kultur wird zurückgestellt, um die Eicheln für das Vieh zu sparen. Besonders wichtig ist eine Erfindung, die es ermöglicht, in kurzer Zeit große Mengen von Holzabfällen, Sägespänen u. dgl., in für Menschen und Tier verdaubare Form, in Zucker, überzuführen, zumal damit nicht nur ein Kriegsfuttermittel, sondern auch ein Ausgangsstoff für die Herstellung von Spiritus gewonnen wird, der die Verwendung von Kartoffeln und von Getreide für diesen Zweck einschränkt. Für den Menschen hat man versucht, sehr fein gemahlene Sägespäne als Brotzusatz zu verwenden. Besser werden sich wohl jene chemisch veränderten Abfälle eignen. Glücklicherweise sind wir indessen nicht in der Lage, von diesen Gaben des Waldes für uns selbst Gebrauch machen zu müssen. Dankbar nehmen wir aber

die Waldbeeren entgegen, deren Verkauf schon im Frieden der Staatskasse mehrere Millionen zuführte. Im Krieg konnten Sammler 8—12 ℳ den Tag verdienen. Der Ertrag des Waldes an eßbaren Pilzen wird auf 1 Million kg veranschlagt, und der Ertrag der Champignonkultur wird steigen, seitdem es gelungen ist, die bisher aus Frankreich bezogenen Ausgangsreinkulturen in Deutschland herzustellen.

Nebenerzeugnisse der Forstwirtschaft sind Harz und Gerbstoff. Von ihnen wurde das Harz ganz, der Gerbstoff zum großen Teil aus dem Ausland bezogen. An Harz wurden in Deutschland zur Herstellung von Schmierölen, zum Leimen des Papiers und in dem Lackgewerbe jährlich Hunderttausende von Zentnern verbraucht, die zum allergrößten Teil aus Nordamerika und Frankreich stammten. Zu raschem Ersatz der Einfuhr boten sich zunächst die großen Harzmengen dar, welche sich auf den Wunden, die das Wild an Fichten in manchen Gegenden zu reißen pflegt, angesammelt hatten. Man begann, sie zusammenzutragen und einer in Berlin gegründeten Harzabrechnungsstelle zuzuführen. Gleichzeitig aber ging man darauf aus, dauernde Harzquellen in der Heimat zu



Abfahren der Eichenschälrinde.

unsere Kolonien fingen an, ihr Teil beizutragen. Dadurch wurde die Bedeutung der deutschen Schälwälder, in denen ganze Gemeinden, Männer, Frauen und Kinder, mit der Gewinnung und Aufbereitung der gerbstoffreichen Eichenrinde Verdienst fanden, herabgedrückt, und man begann, diese Wälder in Hochwälder zur Nutzholzerzeugung umzuwandeln. Zum Glück sind noch große Schälwaldbestände, z. B. an den Berghängen des Rheintals, des unteren Lahntals und in Hessen, erhalten, die durch vermehrten Einschlag und genauere Ausbeutung den Ausfall der Einfuhr decken helfen. Auch hat es sich gezeigt, daß aus dem Holz der Edelkastanie, die im Elsaß in großen Mengen zur Gewinnung von Rebpfählen gezogen wird, und aus den Abfällen des Holzes älterer Eichen Gerbstoff gewonnen werden kann. Namentlich aber die Fichtenrinde, die bisher meist unbenutzt blieb oder verbrannt wurde, ist zur Gerbstoffgewinnung herangezogen worden. Angesichts des Mangels an Arbeitern war es störend, daß die Fichtenrinde sich nur im Frühjahr abschälen ließ. Dem hat wiederum eine Erfindung abgeholfen, die das Schälen zu jeder Zeit möglich macht.

Die Schälwälder können noch in einer anderen Richtung nutzbar gemacht wer-



Bucheckernernte ($13^1/_2$ Pfund in knapp vier Stunden).



Eichellesen.

erschließen, da auch im Frieden die amerikanische Einfuhr bei dem Zustand der dortigen Forstwirtschaft abnehmen wird. Es wurde ein Verfahren zur Harzung unserer einheimischen Waldkiefer erprobt, das, ohne den Wert des Holzes zu verringern, 4 bis 5 Jahre vor der Fällung an den nahezu hiebsreifen Stämmen ausgeübt werden kann. Außerdem ist es gelungen, das Harz der bei der Fällung im Boden verbleibenden Kiefernstöcke zu gewinnen. Für das Leimen des Papiers hat sich inzwischen im Buchenholzteer ein Mittel gefunden, das dazu nicht ganz entbehrliche Harz wenigstens erheblich zu strecken.

Das erste der beigegebenen Bilder zeigt das Harzungsverfahren und die dazu benutzten Werkzeuge. Der Gerbstoff, den das hoch entwickelte deutsche Ledergewerbe verbraucht, stammte zum großen Teil aus Argentinien, der Heimat der Quebrachobäume, deren Holz eins der härtesten Hölzer der Welt ist und einen sehr gerbstoffreichen Auszug liefert. Auch



Schweineherde im Eichenwalde.

den. Im Siegener Land und in Süddeutschland ist seit langer Zeit eine Verbindung von Waldwirtschaft mit Feldbau in Übung. Man gewinnt wie auch sonst im Schälwaldholz durch Abhacken des Stockausschlags und baut dann zwischen den kahlen Stöcken Buchweizen und Roggen, solange es die Nährkraft des Bodens und das Heranwachsen neuen Stockausschlagsgestatten. Im Kriege hat man, um dem Ölmangel zu steuern, auch Raps-, Sonnenblumen und Mohn in derartige Wälder eingebracht. Daß der Wald selbst in den Bucheckern Öl liefert, ist allbekannt. Überblickt man alle in der Kriegszeit zur Nutzbarmachung des Waldes getroffenen Maßnahmen, so zeigt sich ein vorausschauendes und zweckvolles Zusammenwirken der Verwaltung mit den wissenschaftlichen Versuchsanstalten und privater Erfindungskraft und Gewerbtätigkeit. Der Wald läßt uns auch jetzt nicht im Stich und rechtfertigt in vollem Maße die Liebe und Sorgfalt, die ihm in Deutschland von alters her zugewandt worden ist.

August Thiersch.

Als der älteste Sohn des soeben erst an die dortige Universität berufenen Professors der Theologie Heinrich Thiersch und seiner Gattin Bertha, einer Tochter des ersten Hausvaters von Beuggen, Christian Heinrich Zellers, als das zweite Kind einer bunten Reihe von Geschwistern, die in stattlicher Zehnzahl heranwuchs, wurde August Thiersch am 28. November 1843 zu Marburg im damaligen Kurhessen geboren.

Die Kinder- und Knabenjahre im schützenden Elternhaus und im frohen Kreis der Geschwister und Gespielen verflogen in sonnigster Glücklichkeit. Die malerischen Bauten des mittelalterlichen Städtchens und die romantisch schöne Umgebung mit ihren Bergen und Burgen, Wäldern und Höhlen brachten die von der mütterlichen Seite her ererbten künstlerischen Anlagen hervor, die Lust an geschickter zeichnerischer Darstellung. Den Unterricht in den alten Sprachen erhielt August mit seinem nur zwei Jahre jüngeren Bruder Wilhelm durch den Vater selbst. Diese gediegene Einführung in die antike Welt durch einen so gründlichen Kenner war für Augusts ganzes Leben von entscheidendster Bedeutung.

Die klare vornehme Bauart der Griechen und Römer und ihre anmutige Erneuerung in der italienischen Renaissance wurden das Ideal, das er in seinen eigenen Bauten später immer wieder verherrlichte, deren ästhetische Geheimnisse er beim eigenen Entwerfen mit glücklicher Feinfühligkeit aus jahrtausendlanger Vergessenheit wieder auffand. In seinen Schriften über die optischen Täuschungen und über die Proportionen in der Architektur hat er sie so zu formulieren gewußt, daß dies selbst Jakob Burckhardts Bewunderung erregte. Es sind die Antike und ihre Renaissance, deren Formen und Entwicklung er in seinen Vorlesungen und Übungen vier Jahrzehnte hindurch der akademischen Jugend mit warmer Begeisterung vortrug und auf wiederholten Exkursionen nach Italien unmittelbar vor Augen führte. Selten und ungern nur trugen August Thiersch' Bauten einen andern als antiken oder antikisierenden Stil. Kaum jemals hat er sich mit einem der klassischen Kultur fernliegenden Problem beschäftigt; die durch die edle Elisabeth-Kirche in Marburg einst geweckte jugendliche Neigung zur Gotik war völlig in den Hintergrund getreten. So ist aus jenem klassischen Unterricht des humanistischen Vaters Heinrich der klassizistische Architekt August Thiersch hervorgegangen, „der wissenschaftlichste unter uns Architekten“, wie sein jüngerer Bruder Friedrich ihn gern nannte. Die philhellenische Richtung des Großvaters Friedrich sollte sich bei dem Stammhalter der dritten Generation ganz auf die künstlerische, die architektonische Seite werfen.



Bildnis des am 31. Dezember 1916 verstorbenen bekannten Architekten.

Als Architekt hat er den Kirchenbau als die schönste und höchste Aufgabe des Baumeisters mit Hingabe gepflegt. Die Hälfte sämtlicher von ihm entworfenen und ausgeführten Bauten sind Kirchen und Kapellen. Am liebsten baute er im altchristlichen Stile; seine ernste Vertiefung und schlichte Feierlichkeit zog ihn besonders an. Die Kirche in Zürich ist mehr ein andeutendes Symbol als ein vollgültiges Beispiel für dieses sein Bestreben. Denn gerne hätte er noch einmal größer und vollendeter zur Ausführung gebracht, was ihm bei diesem praktischen Versuch durch wertvolle Erfahrungen noch klarer und bedeutsamer geworden war.

Achtzehnjährig im Jahre 1861 war August Thiersch nach München gekommen, um dort zunächst vom großelterlichen Hause aus das Polytechnikum zu besuchen und als Architekt und Ingenieur zugleich zu absolvieren. Denn es war damals die goldene Zeit der Eisenbahnbauten, da in Deutschland das Verkehrsnetz der Schienenstränge immer weiter ausgebaut wurde. So war der junge Ingenieur beim Bau der Trassen, Brücken, Tunnel und Stationen in Franken, Württemberg und Hohenzollern tätig. Das Kriegsjahr 1870/71 hat er nur als freiwilliger Krankenpfleger mitgemacht.

Schon gedachte August nach Neuseeland auszuwandern, von wo die interessante Aufgabe einer Landesvermessung lockte, schon war das Schiff bestimmt zur Ausfahrt, nur ging es zu früh ab, da kam ein ehrenvoller Ruf an ihn aus München, ein Angebot des bedeutendsten Baumeisters jener Zeit in Bayern und eines Meisters in der von August so geliebten festlichen Renaissance. Gottfried Neureuther hatte eben damals den Neubau der Technischen Hochschule in München zu vollenden und ihren Lehrbetrieb zu organisieren. August Thiersch wurde als sein persönlicher Assistent und zugleich als Dozent an die neue Hochschule berufen (1871), deren Lehrerkollegium er dann ununterbrochen von 1875 bis 1912 als Professor angehört hat.



Inneres der St.-Ursula-Pfarrkirche in Schwabing.



Die St.-Ursula-Pfarrkirche in Schwabing.

Neben der ausgedehnten und anstrengenden Lehrtätigkeit an der Münchner Hochschule entfaltete sich bald eine wachsende Betätigung in praktischen Bauaufgaben. Die Bewährung als praktischer Konstrukteur in den eben beendeten Ingenieurjahren kamen dem Architekten nun in hohem Maße zugute, sie bewahrte ihn vor dem einseitig-theoretischen Akademiker. In München selbst entstanden in den achtziger und neunziger Jahren verschiedene Wohnhäuser reicher Privatleute, das vornehmste nach Art der Florentiner Frührenaissance in der Georgenstraße. Das Biedermeier-Idyll des Nymphenburger Schloßkanals verdankt ihm die Einfügung einer elegant über das sanfte Wasser setzenden Bogenbrücke. Stattliche Landhäuser, das erste fürstliche am Tegernsee, später immer zahlreichere in Berchtesgaden, brachten ihm mehr und mehr den einheimischen Gebirgsstil nahe, dessen Holzkonstruktionen er so sehr liebte, und dessen im letzten Grunde antike Wurzel und darum seine Verwandtschaft mit der altgriechischen und etruskischen Bauweise ihn fortwährend beschäftigte. Die protestantischen Kirchen zu Eichstätt und Berchtesgaden wurden unmittelbar unter seiner Leitung ausgeführt, diejenigen zu Kissingen und Traunstein nach seinen allgemeinen Direktiven. Er selbst war am meisten befriedigt von dem Bau seiner St.-Ursula-Pfarrkirche zu Schwabing bei München, einer interessanten Gruppierung von Basilika, Vorhalle, Kuppel, reicher Apsidengliederung und schlankem Kampanile, vorwiegend in rotem Backstein ausgeführt und im Stil der oberitalienischen Renaissance. Für die apostolischen Gemeinden wäre Thiersch der gegebene Baumeister ex professo gewesen. Aber zu oft standen der ersehnten künstlerischen Durchbildung allzu große ökonomische Schwierigkeiten entgegen. Doch ist sein Rat vielfach auch für die innere Ausstattung eingeholt worden. Der Kirche in Zürich wurde schon gedacht. Früher schon waren zu Augsburg und Liestal Kapellen nach seinen Plänen zur Ausführung gekommen. Noch seine allerletzte, im Herbst 1916 vollendete Arbeit war ein ausgearbeiteter



Die Kirche der apostolischen Gemeinde in Zürich.



Inneres der apostolischen Kirche in Zürich.

Entwurf zu einer Kriegergedächtniskapelle bei Reichenhall in Bayern.

Zweimal hat das Verlangen die klassischen Überreste griechischer Baukunst mit eigenen Augen zu sehen Thiersch nach Griechenland geführt. Auch ein Teil der Inseln und Kleinasiens wurde besucht. Später die monumentalen Reste römischer Baukunst in Südfrankreich. Wahrhaft entsagungsvoll aber war die Bemühung um die Wiedergewinnung des alten Alexandria. Bei den dortigen Ausgrabungen der Ernst-Sieglin-Expedition 1900/01 war Thiersch in der Aufnahme der Architekturreste und ihrer Rekonstruktion der Löwenanteil, aber auch die Hauptlast zugefallen. Die ägyptische Sonne tat dazu ein übriges. Die wichtige Rekonstruktion des antiken Pharos, des berühmten ersten Leuchtturms der Welt, wurzelt in diesem beschwerlichen Aufenthalt an Ort und Stelle.

Beinahe siebzigjährig hat sich August Thiersch vom Lehramt zurückgezogen. Ein Schritt, der von vielen bedauert wurde, da dieser Lehrer — nicht die Gabe der fließenden Rede, wohl aber die der belehrenden Unterweisung in hohem Maße besaß, am glücklichsten im Zwiegespräch wie Sokrates. Dazu kamen seine liebenswürdige Mitteilsamkeit, seine gewinnende Geselligkeit und heitere Güte, durch die er die Jugend rasch und dauernd für sich gewann. Eine ganze Generation von Privat- und Staatsarchitekten ist aus seiner Schulung hervorgegangen.

Aber wenn auch offiziell im Ruhestand, blieb Thiersch doch rastlos weiter tätig. So in einer Menge von Arbeiten und Entwürfen für den Bayrischen Volkskunstverein oder doch in dessen Sinne. Denn vielfach ging die Bemühung dieses ideal gesinnten und bis zur größten Selbstlosigkeit uneigennützigen Vorstandsmitgliedes, der alteinheimischen Bauweise durch ihre Heranziehung für moderne Aufgaben neues Leben einzuflößen, weit hinaus über das, was der Verein in praxi erreichen konnte. Schon früher einmal hatte Thiersch den gelungenen Versuch gewagt, für eine Berchtesgadner Pension eine Kaffeehalle in Gestalt eines etruskischen Tempels zu erbauen, jetzt versuchte er ländliche Pensionen im Stile mykenischer Palastanlagen, ein großes Bad im Gebirge nach Art einer antiken Akropolis, elektrische Kraftstationen in ästhetischer versöhnender Gestalt ins Leben zu rufen. Bei dem großen Unternehmen der Aufnahme des deutschen Bauernhauses war ihm die Redaktion des Oberbayern behandelnden Teiles schon früher anvertraut worden.

Daneben vertiefte er sich in architekturgeschichtliche Probleme aller Art, wobei er an den archäologischen Studien des einen seiner Söhne mit lebhaftestem, fast sich verzehrendem Eifer Anteil nahm. So beschäftigten ihn unter anderm noch lange die schwierigen Rekonstruktionsversuche für das alte Alexandria, die Baugeschichte des Aphaiatempels auf Ägina und die Komposition seiner Giebelgruppen, des augusteischen Siegesmonumentes bei Monako, der antiken Synagogen in Galiläa, die keltischen und römischen Niederlassungen in Bayern — die Castra von Kempten und Eining hatte er früher schon aufgenommen — endlich ganz zuletzt noch das älteste, vorgeschichtliche und „römische“ Berchtesgaden.



Landhaus Gebhardt in Berchtesgaden.

Von all diesen höchst verschiedenen Arbeiten liegt eine fast verwirrend große Menge interessanter Blätter von seiner Hand gezeichnet vor, ein ganzer Wald unveröffentlichter Studien, die von dem Reichtum seiner schöpferischen und spielend leicht schaffenden Phantasie Zeugnis geben.

Auch einer mit seiner sonstigen Betätigung scheinbar nicht zusammenhängenden und doch ihm persönlich höchst eigentümlichen Idee darf noch gedacht werden, die das Umfassende seiner künstlerischen Betrachtungsweise, die Weite seines Gesichtskreises aufs neue bestätigt, seine harmonische Verbindung intuitiven Erkennens und logischen Verstehens und Begründens. Das ist seine in ihrer Neuheit und Wahrscheinlichkeit großartige Erklärung der Entstehung der Mondgebirge und, davon ausgehend, die analoge Erklärung eigentümlicher Gebirgsformationen unserer Erdoberfläche. Die Fachwissenschaft hat diese neue Theorie erst stolz abgelehnt, dann aber angefangen, immer mehr zu entdecken, daß man diese im Grunde ganz "richtige" Anschauung eigentlich schon immer gehabt habe. Das entscheidende letzte Wort in dieser wichtigen Frage ist freilich noch nicht gesprochen.



Vorhalle des Unterhaltungsraumes einer Pension in Schönau bei Berchtesgaden.



Wohnhaus des Herrn Kommerzienrats Steinmetz in der Georgenstraße zu München.



Abend. Nach einem Gemälde von Professor Otto Strützel.

Kriegschronik.

5. Januar 1917 (Fortsetzung von der 2. Umschlagseite).

Der Transportdampfer „Ivernia“ von der Cunard-Linie (14 278 Tonnen) wurde im Mittelmeer bei schlechtem Wetter am 1. Januar von einem unserer Unterseeboote versenkt. Er hatte Truppen an Bord. Eine Bekanntmachung der englischen Admiralität teilt mit, daß die Zahl der von der „Ivernia“ vermißten Mannschaften 120 und von der Besatzung 35 betrage.

Eines unserer Unterseeboote ist dieser Tage von überaus glücklicher Fahrt heimgekehrt. Es hat binnen 11 Tagen 11 Dampfer torpediert, darunter 5 Dampfer mit 15 000 Tonnen Kohle, die sich auf dem Wege nach Frankreich und Italien befanden. Diese 15 000 Tonnen Kohle entsprechen etwa der Menge, die 20 Güterzüge zu befördern vermögen.

6. Januar 1917.

Bei Serre, nördlich der Ancre, drangen im Nachtangriff einige Engländer in den vordersten Graben. Unsere Stoßtrupps holten in der Gegend von Massiges und an der Nordostfront von Verdun Gefangene aus den französischen Linien.

Nach Scheitern seiner Vorstöße am gestrigen Morgen wiederholte der Russe nach heftiger Artillerievorbereitung seine Angriffe mit frischen Kräften zwischen der Küste und der Straße Mitau-Riga. Östlich der Aa drang er über gefrorenen Sumpf in Bataillonsbreite in unsere Stellung, an allen übrigen Punkten wurde er abgewiesen. Bei Gegenstößen blieben 900 Mann und mehrere Maschinengewehre in unserer Hand.

Angriffe kleinerer russischer Verbände an zahlreichen Stellen der Dünafront und nördlich des Miadziolsees hatten keinerlei Erfolg.

Österreichisch-ungarische Truppen schlugen nordöstlich von Kirlibaba russische Bataillone zurück.

Südlich des Trotustales stürmten bayrische und österreichisch-ungarische Regimenter ausgedehnte Verteidigungsanlagen des Feindes zwischen Cotumba und Mt. Faltucanu. Zu den schweren blutigen Verlusten des Gegners kommt die Einbuße von über 300 Gefangenen.

Zwischen Mgr. Casinului und Susitatal wurden mehrere Stützpunkte genommen.

Deutsche Kolonnen dringen nach Säuberung der Höhenstellungen südöstlich von Soveja längs der Täler nach Nordosten vor.

Die Kompagnie-Waschfrau.

Skizze von Sabine Clausius.

Die verwitwete Freifrau von Teschow, geborene Gräfin Itzendorf, stand in ihrem Erker, mit aller Aufmerksamkeit die Straße hinabzuspähen. Sie erwartete an diesem Sonntagnachmittag den Besuch ihres einzigen Sohnes. Der Dr. phil. und Privatdozent der altspanischen Literatur war jetzt Kriegsfreiwilliger. Seit zehn Jahren hatten sie ihn um seiner hochgradigen Kurzsichtigkeit willen immer wieder zurückgestellt, nun war es ihm aber doch gelungen, eingestellt zu werden. Allen guten Willen und alle Kraft nahm er aber auch zusammen, den Anforderungen zu genügen, die an den Rekruten gestellt wurden. Sechs und einen halben Tag in der Woche war er nichts mehr anders als Soldat! Nur am Sonntagnachmittag, wenn er heimkommen durfte, war er, der er früher gewesen.

Die Mutteraugen entdeckten ihn schon, als er ganz unten am Ende der Straße auftauchte, und geduldig wartete sie hinter der Entreetüre, bis er die Treppe heraufkam. Sie faßte ihn zärtlich rundum, ihn abzuküssen, dann half sie ihm, den grauen Soldatenrock mit der seidengefütterten Plüschhausjoppe zu vertauschen, und führte ihn endlich zum Eßtisch, auf dem der Kaffee und ein Kriegskuchen, ganz vorschriftsmäßig ohne Fett und Eier gebacken, seiner wartete. Während er es sich trefflich schmecken ließ, flog dann Frage und Antwort fleißig hin und her, doch sobald er sich gesättigt erhob und zu seinem Schreibtisch hinüberschritt, verstummte Frau von Teschow. Sie wußte, daß ihr Junge nun blind und taub wurde für alles in der Welt. Bis sein Werk über die Pastorellen des Juan Ruiz nicht beendet war, ließ sich durchaus nichts mehr mit ihm anfangen. So drückte sie nur noch einen Kuß auf das tief auf die Papiere hinabgeneigte Haupt ihres Lieblings, um dann leise das Zimmer zu verlassen.

Draußen griff sie sogleich, wenn auch mit etwas spitzen Fingern nach dem Uniformrock des Jungen, ihn mit Kopfschütteln innen und außen zu betrachten. Mit ihm suchte sie dann die Küche auf, wo Dore, ihre langjährige Dienerin, in dem feiertäglich blanken Raume wartend am Fenster saß.

„Ich glaube wirklich, du hast doch recht, Dore,“ begann sie kleinlaut, „der Herr Doktor ist ein richtiger Schmutzfink! Sieh nur, wie der Rock wieder aussieht. Als ob er in dieser Woche mit ihm alle Wände abgewischt hätte!“ Dabei suchte ein fast bittender Blick das Auge der Beherrscherin dieses Reiches, und diese holte mit einem kaum verhüllten Lächeln der Genugtuung als einzige Erwiderung eine Schüssel mit warmem Wasser herbei, Salmiak und Gallseife, Bürsten und Tücher, nun eben alles wie an den Sonntagen zuvor, seit der Sohn des Hauses im grauen Rock steckte. Und nachdem sie eine mächtige Küchenschürze vorgebunden hatte, breitete die Freifrau auch schon wie selbstverständlich das Kleidungsstück auf dem blütenweiß gescheuerten Küchentisch aus und begann es gründlich einzuseifen.

Während sie mit allem Eifer bürstete, entschlüpfte ihr ein tiefer Seufzer. „Ach Dore, Dore, wenn mein Sohn fiele“, kam es aus der gepreßten Brust.

Doch das Mädchen schien sich davon nicht weiter rühren zu lassen.

„Immer besser, als sich wegen einer Theatermamsell totschießen zu lassen wie der Präsendentensohn von drüben, oder zwei Jahre lang am Krebs zu sterben wie unten der Schuster, oder sich gar zehn Jahre lang die Lunge aus der Brust zu husten wie der Sekretär im Hinterhause. »Kein schönrer Tod ist auf der Welt, als der vom Feind erschlagen« — Na, und schließlich weiß ja der Herrgott, warum er das ganze Elend zuläßt! — Wo ich morgen Butter herkriegen soll, weiß ich freilich nicht?“ schloß sie endlich merklich bedrückter.

„Machst du den lieben Gott nicht vielleicht auch verantwortlich für den Fettmangel in dieser Zeit“, fragte die Dame nun doch ein wenig schadenfroh, ohne sich jedoch in ihrer Arbeit stören zu lassen.

Doch Dore ließ sich nicht irremachen.

„Woll, woll! Der die jungen Raben speist, wird aber schon zur rechten Zeit Rat schaffen — —“

Ein eigener Blick Frau von Teschows streifte das nun auch rüstig zugreifende Mädchen. Ach, wie sie im Grunde ihrer Seele die Dore beneidete um ihren felsenfesten Kinderglauben!

Indessen waren die Schaumberge über dem Rock heller und heller geworden, so daß sie ihn nun endlich mit kaltem Wasser abschweifen konnten, mit alten Tüchern fast trocken reiben, um ihn dann, sorglich umhüllt, in den sanft gewärmten Bratofen zu schieben. Bis dann der Sohn wieder in die Kaserne mußte, hing er längst schon zum Anziehen fertig am Ständer!

Plötzlich klang die Schelle wie Sturmgeläut von der Hintertreppentüre her. Doch Dore machte keine Miene zum Öffnen.

„So kann ich doch keinem am Sonntagnachmittag meine Küche zeigen!“ erklärte sie vorwurfsvoll, und da ging Frau von Teschow auch schon wie schuldbewußt zur Türe, während Dore eiligst in ihrer Kammer verschwand.

Als die Dame öffnete, stand ein Soldat vor ihr, der sie freundlich anlachte.

„Soll ich vom Herrn Feldwebel Urlaubskarte bringen für das Teschow. Hat sich vergessen. Schwacher Kopf“, meinte er mitleidig in unverfälschtem Wasserpolackisch.

Nachdem die Freifrau ihre Finger sorglich an der blauen Nesselschürze abgetrocknet hatte, nahm sie mit aller Ehrfurcht den wichtigen Ausweis entgegen. Mit der freundlichen Beteuerung, alles wohl auszurichten. Denn sollte sie es dem Wildling da vor sich etwa übelnehmen, daß ihm Titel und Würden des Sohnes nicht zu imponieren schienen?

Schon im Begriff, die Türe hinter dem Boten wieder zu schließen, fiel ihr Blick auf dessen Waffenrock.

„O bitte, noch ein Wort“, rief sie hinter ihm drein. „Wie kommt es denn, daß Sie eine so schmucke Uniform anhaben, während der — der Teschow wieder in einer so vertragenen heimgekommen ist?“

Der Pole kratzte sich mit einem verschmitzten Lächeln hinter dem Ohr. „Is sich ganz egal!“ behauptete er dann nach scheuem Rundblick mit gedämpfter Stimme. „Kann Teschow alle Sonntag nach Mutter. Hat sich ville Seife dort, wascht sich sein dreckiges Rock.“ Und erst so weit gekommen, bog er sich nun hinab „zu gutte, alte Kuchenka*)“, ihr des Rätsels Lösung vollends zuzuflüstern. „Legt ihm Stubenmannschaft alle Sonntag heimlich andere Zeug hin, is er blindes Huhn — merkt er nicht!“

*) Köchin.

Während der Polacke, noch immer lachend die Treppe hinabpolterte, zog sich das Gesicht der geborenen Itzendorf merklich in die Länge.

Hm! Also Kompagnie-Waschfrau!

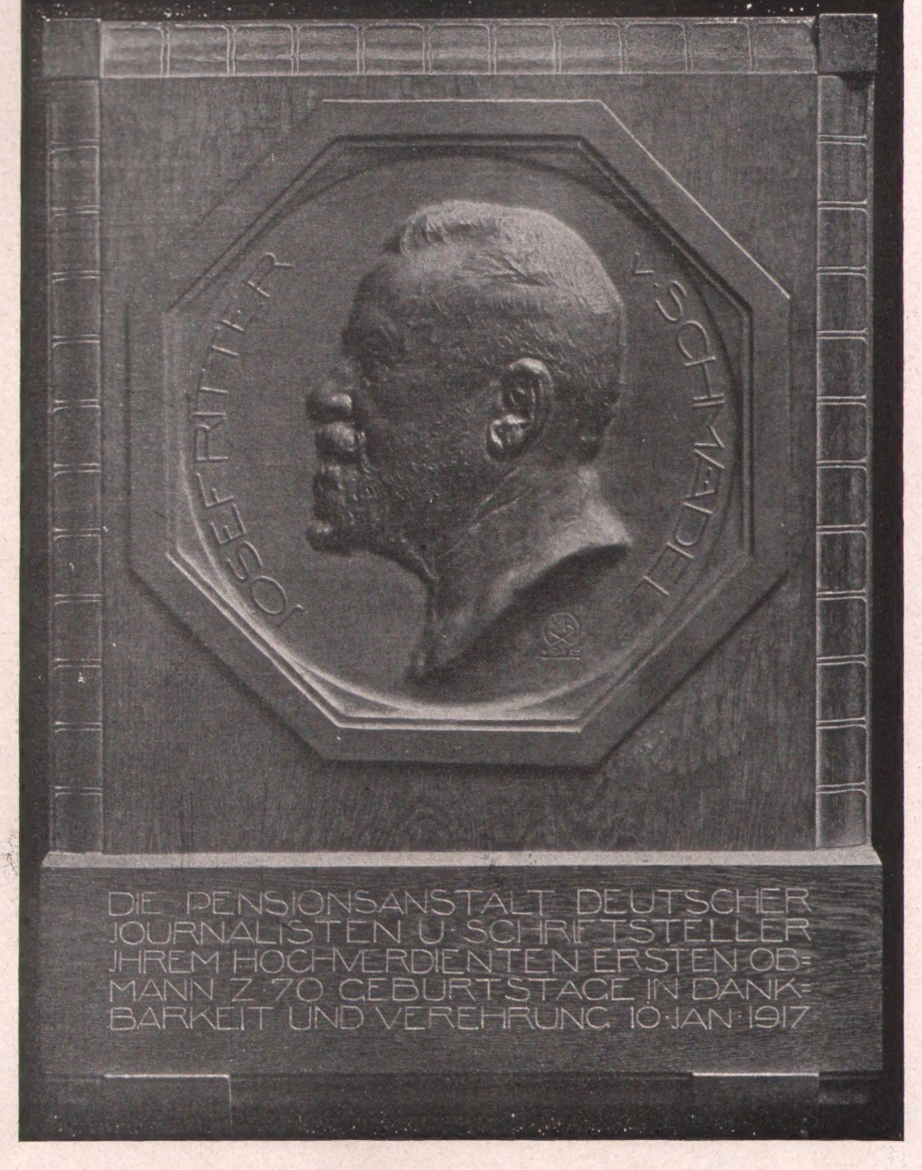
Ein Weilchen verharrte sie regungslos auf ihrem Platz. Es war ein Kampf in ihr entbrannt! Aber wie schnell wurde er entschieden!

Hocherhobenen Hauptes trat sie zu Dores Kammertüre.

„Über acht Tage waschen wir wieder, daß du es nur weißt!" sagte sie, jetzt ganz im Befehlstone der Herrin. „Jetzt gilt es: einer für alle! Jeder muß jedem helfen, da, wo man ihn brauchen kann!"

Joseph v. Schmaedel.

Es gibt nicht viele Persönlichkeiten, die sich um das geistige und künstlerische München wie um die Wohlfahrt aller, die mit diesem München in irgendeinem Zusammenhang stehen, so viele und dauernde Verdienste erworben haben wie der Königliche Wirkliche Rat Joseph v. Schmaedel, der am 10. Januar in vollster Rüstigkeit seinen siebzigsten Geburtstag gefeiert hat. Wo man auch die Chronik Münchens der letzten vierzig Jahre aufschlagen mag: überall findet man seinen Namen verzeichnet, und stets hat er an dem Gelingen all der Feste, Ausstellungen, humanitären Gründungen usw., denen seine seltene Arbeitskraft und seine reiche Erfahrung zugute gekommen sind, einen ganz hervorragenden, ausschlaggebenden Anteil gehabt. Man müßte Seiten füllen, wollte man all die Gelegenheiten, bei denen v. Schmaedel als erster Anreger, Helfer und Förderer sich verdient gemacht hat, einzeln aufzählen. Wir müssen uns also auf eine kurze Nennung der wichtigsten Daten aus dem Leben dieses Vielgeschäftigen und Unermüdlichen beschränken. Joseph v. Schmaedel ist am 10. Januar 1847 in Regensburg geboren. Er absolvierte das Münchner Polytechnikum, war erst als Architekt bei Gottgetreu und Hauberrisser tätig, machte 1870 den Feldzug gegen Frankreich als Landwehrleutnant mit, wurde verwundet und auf Lebensdauer pensioniert. Nach seiner Herstellung übernahm er die artistische Leitung des Ateliers des Bayrischen Kunstgewerbevereins in München und errichtete gleichzeitig ein Privatatelier für Architektur.



Zum 70. Geburtstag des Königlichen Wirklichen Rats Joseph Ritter v. Schmaedel, des Mitbegründers der Pensionsanstalt deutscher Journalisten und Schriftsteller, am 10. Januar: Porträt-Plakette von Professor Eduard Beyrer. (Phot. Max Herber, München.)

Er führte viele Bauten in München und dessen Umgebung aus und war 1876 leitender Architekt der großen Deutschen Kunst- und Kunstgewerbeausstellung in München. In der Folge übernahm er (bis 1884) die Redaktion der Zeitschrift des bayrischen Kunstgewerbevereins, war längere Zeit Kunstberichterstatter der „Münchner Neuesten Nachrichten" und trat später der Reproduktionstechnik näher, indem er sich mit Georg Meisenbach, dem Erfinder der Autotypie, zur Einführung und technischen Ausgestaltung derselben verband. In den folgenden Jahren leitete er unter anderm anläßlich der ersten „Parsifal"-Aufführung, gemeinsam mit Professor Hey, die „Bayreuther Blätter", beteiligte sich als Komiteemitglied und Mitglied der Künstlergenossenschaft an den großen internationalen Ausstellungen im Glaspalast, wurde zum Präsidenten des Münchner Journalisten- und Schriftstellervereins erwählt und begründete die Pensionsanstalt deutscher Journalisten und Schriftsteller. Turnfeste erfreuten sich seiner bewährten Leitung, und auch an der Gründung des Deutschen Museums beteiligte er sich als Mitglied des Ausschusses. Man sieht, es ist eine unendliche Fülle positiver und nutzbringender, in die Ferne wirkender Arbeit, die dieser ewig Regsame schon geleistet hat. Und München hat alle Ursache, auf einen solchen Mitbürger stolz zu sein. An seinem Geburtstag wurde ihm übrigens eine von Professor Stockmann in Dachau künstlerisch ausgestattete Erinnerungsmappe mit Beiträgen von Schriftstellern usw. sowie ein vom Bildhauer Professor Beyrer ausgeführtes Medaillonporträt im Auftrag des Journalisten- und Schriftstellervereins überreicht, der ihm zu besonderem Dank verpflichtet ist. R. B.

Unsere Soldatenheime.

Von Hauptmann Felix Neumann.

Während unsere Truppen in jahrelangem Ringen im Westen, Osten und Süden Übermenschliches leisteten und Sieg auf Sieg an unsere Fahnen hefteten, haben die Daheimgebliebenen auf dem Gebiete der Wohltätigkeit Organisationen ins Leben gerufen, wie sie die Geschichte unseres Staatswesens bisher noch nicht gekannt hat.

Die Größe der Zeit erforderte auch den Aufwand ungeheurer Mittel, und zwar



Keine Fleischnot im Soldatenheim: Casseler Rippenspeer mit Sauerkraut für 75 Pfennige. (Phot. Max Steckel, Kattowitz.)

zu Zwecken, die nicht mit der Kriegführung in unmittelbarem Zusammenhang standen.

Viele Opfertage hat schon in diesen zweiundeinhalb Jahren Deutschland gesehen, und stets öffneten sich Millionen Hände, um den Gabenstrom dorthin zu leiten, wo die Staatsmittel allein nicht ausreichten, um allen Anforderungen Genüge zu leisten. — Wir haben unter Beiseitesetzung aller kleinlichen Bedenken bisher stets den Grundsatz hochgehalten, daß für unsere „Feldgrauen“ das Beste grade gut genug sei, und so entstanden daheim und draußen zahlreiche Einrichtungen philanthropischer Natur, die sich Freude und Nutzen spendend in den Rahmen der allgemeinen Kriegsorganisation einfügten.

Die Länge des Krieges brachte es mit sich, daß unseren Kämpfern im Feindesland ein Ersatz für die Heimat geschaffen werden mußte, die sie so lange schmerzlich entbehrten. Diesem hochherzigen Gedanken entsprangen die Soldatenheime. Erst hier und da mit bescheidenen Mitteln errichtet, dann immer weiter ausgebaut, je mehr die Zweckmäßigkeit und Lebenskraft dieser Neuerung in die Augen sprang! —

Im besetzten Belgien entstanden die ersten „Soldatenheime“ und bewährten sich vorzüglich. Dann wuchsen Heime im Osten, im Süden empor, ja, bis in die türkischen Wüstengegenden erstreckten sie sich, und man ging schließlich so weit, sie auch unmittelbar hinter der vordersten Front anzulegen, weil man ihre treffliche Einwirkung auf Herz und Gemüt unserer Leute nicht entbehren konnte. — Nur wer selbst draußen war, kann in vollem Maße erkennen, was die „Soldatenheime“ mit ihren gemütlichen Versammlungsräumen, Lesezimmern und Trinkstuben unseren Soldaten geworden sind. Mitten im Feindesland, umgeben von einer fremdsprachigen Bevölkerung, umringt von Entbehrungen und Gefahren, wurden die Heime zu Oasen der Erholung und der Einkehr.

Der Kämpfer, der noch kurz vorher im Trommelfeuer gestanden und alle Nervenanspannungen einer Schlacht hatte ertragen müssen, fand im „Soldatenheim“ einen Platz, der nicht umbrandet war vom Wirbelsturm sich jagender Eindrücke. — Dank der großen, durch Sammlungen aufgebrachten Mittel war es möglich gewesen, die Erholungsstätten so gemütlich einzurichten, wie es die Lage und die Verhältnisse zuließen. Zu den leiblichen Genüssen gesellten sich häufig musikalische, und für gute Lektüre war überall gesorgt. — Bis zum Ablauf des Jahres 1916 waren über vierhundert Heime eröffnet worden, und noch immer ist der Bedarf bei weitem nicht gedeckt. Sind doch in letzter Zeit wieder riesige Gebiete durch Neubesetzung hinzugekommen, die von der Kultur noch wenig wissen, und in denen „Soldatenheime“ notwendig wie das liebe Brot sind.

Am Geburtstage des Kaisers wird in ganz Deutschland ein großer Opfertag zugunsten der Soldatenheime stattfinden, um die Mittel aufzubringen, die zur Neugründung dienen sollen. Wir dürfen uns versichert halten, daß das deutsche Volk wie bisher, so auch in diesem Falle Herzen und Hände öffnen wird, um mitzubauen an jenen Heimen, die unseren Soldaten Ersatz bieten für Familie und Heimat, die sie vielleicht noch auf lange Zeit entbehren müssen!



Verkaufsstelle in einem Soldatenheim. (Hofphot. Eberth, Cassel.)



Lesezimmer in einem Erholungsheim im Westen. (Phot. Heinr. Lichte & Co. Berlin.)

Deutsche Soldatenheime.

Ende des redaktionellen Teils

Allgemeine Notizen.

Kriegsspende Deutscher Frauendank. Ein Betrag von vierundeinviertel Millionen Mark ist das Ergebnis einer Sammlung, zu der sich die größte Zahl der deutschen Frauenverbände aller Konfessionen und Parteien — wir nennen den Bund Deutscher Frauenvereine, die Gesamtheit der katholischen konfessionellen Frauenverbände, die evangelische Frauenhilfe und andere evangelische Verbände, den jüdischen Frauenbund, das Arbeitersekretariat der freien Gewerkschaften — zusammengeschlossen hatte. Die Sammlung soll das tiefe Gefühl der Dankbarkeit für die übermenschlichen Leistungen unseres Heeres zum Ausdruck bringen, das durch seine Tapferkeit den deutschen Frauen die Schrecken des Krieges erspart hat. Der Ertrag soll dazu bestimmt sein, die Fürsorge für Hinterbliebene und für die Familien der Kriegsbeschädigten, insbesondere die Ausbildung der Kinder zu tüchtigen Menschen, zu erleichtern. Der Ertrag ist daher zur Hälfte der Nationalstiftung für die Hinterbliebenen der im Kriege Gefallenen, zur Hälfte der amtlichen bürgerlichen Kriegsbeschädigtenfürsorge überwiesen. Innerhalb beider Organisationen werden die Mittel gemeinsam mit den an der Sammlung beteiligten, für die Kriegsspende Deutscher Frauendank zusammengefaßten Frauenverbänden verwaltet. Dabei ist der Grundsatz maßgebend, daß 90 % der an einem Ort gesammelten Mittel dort wieder verwendet werden können, während 10 % einem Ausgleichsfonds zufließen, der für besonders unterstützungsbedürftige Landesteile bestimmt sein soll. Da in manchen Bundesstaaten und innerhalb ihrer in manchen Städten und Bezirken die Sammlung bis zum Friedensschluß vertagt worden ist, so wird sich der Gesamtbetrag noch erheblich erhöhen. Jedenfalls aber beweist die Tatsache, daß trotz der starken Anspannung der Anforderungen an die Bemittelten und der Schwierigkeiten des Durchkommens für die Unbemittelten nur aus Frauenspenden jetzt eine solche Summe zusammengekommen ist, daß das Bewußtsein der Dankesschuld an unser deutsches Heer und die Bereitwilligkeit, an der Linderung der Kriegsnot tatkräftig mitzuwirken, bei den deutschen Frauen nicht geschwächt ist.

Das Radiumbad Brambach i. Vogtl. hat in seinem Militärgenesungsheim eine ideale Weihnachtsfeier veranstaltet, die für die betreffenden Feldgrauen unvergeßlich sein wird. In selbstloser Hingebung hatten sich alle hervorragenden Persönlichkeiten Brambachs in den Dienst dieser würdigen Feier gestellt, die alle Erwartungen weit übertraf und so recht die Liebenswürdigkeit der Brambacher Gesellschaft erkennen ließ.

Die Tätigkeit des Liebhaberphotographen beschränkt sich zumeist auf die Frühjahrs- und Sommermonate. Aber auch im Winter mag der eifrige Kunstbeflissene nicht müßig sein. Es gibt ja jetzt photographische Papiere, die ihn von dem zweifelhaften Tageslicht unabhängig machen und dabei sogar noch wesentlich haltbarere Bilder ergeben als die frühern Auskopierpapiere. Es sind dies die Entwicklungspapiere und als Abart derselben die verschiedenen Sorten von Gaslichtpapier. Sie verdanken ihren Namen der Eigenschaft, bei Gaslicht sowohl kopier- als auch entwicklungsfähig zu sein. Man wähle für ein kontrastreiches, gut durchgezeichnetes Negativ das Fogas-Porträt- oder das Satrap-Gaslicht-Spezialpapier; für weiche, dünne Negative Fogas kräftig mit braunem Ton oder verschiedene Satrap-Gaslichtpapiere mit blauschwarzen Tönen. Mit Hilfe des Satrap-Extra-Hart ist es möglich, auch von anscheinend absolut unbrauchbaren Negativen gute Bilder zu erhalten, denen man durch Behandlung im Senolbade einen vorzüglich wirkenden Ton geben kann.

Wichtig für Gicht- und Rheumatismusleidende. Die Firma Kontor Pharmacia, Fabrik pharmazeutischer Präparate in München stellt ein Präparat gegen Gicht und Rheuma her, das sich vorteilhaft von ähnlichen Mitteln unterscheidet. Es handelt sich um ein auf streng wissenschaftlicher Grundlage zusammengestelltes Produkt von absoluter Unschädlichkeit, das selbst von sehr schwächlichen und empfindlichen Personen ohne jeden Nachteil gebraucht werden kann.

















Für die Redaktion verantwortlich Otto Sonne, für den Inseratenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. — Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig.
In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Für unverlangte Einsendungen an die Redaktion wird keinerlei Verantwortung übernommen.
Inseraten-Vertretung für Ungarn: Direktor Josef Schuller, Budapest VI, Liszt Ferencz tér 3.